

# Stern der Neger.

Katholische Missions-Zeitschrift.

• • Herausgegeben von der Gesellschaft der „Söhne des hlst. Herzens Jesu“. • •  
Erscheint monatlich. — Preis jährlich mit Postversendung 3 K = 3 Mk. = 4 Frcs.

Nr. 6.

Juni 1904.

VII. Jahrg.

## Inhalt:

	Seite	Seite	
Das hlst. Herz Jesu — das Zeichen des Triumphes	161	Verschiedenes: Abreise von Missionären nach Afrika. — Aus unserem Missionshause. — Was sich ein Neger alles unter „Eingemachtem“ vorstellt. — Brot und Brodbereitung. — Vergelt's Gott (Gedicht). — Leitprüche. — Unsere Bitten	
Der neue Fürstbischöf von Brixen Msgr. Dr. Josef Altenweisel	162		
Keine Antwort	164	185	
Gründung einer Missionsstation am Bahrel-Ghazal	165	Gebetserhörungen und Empfehlungen . . . 192	
Chartum	169	<b>Abbildungen:</b>	
Christentum und Ägypten	172	Herz Jesubild. — Msgr. Dr. Josef Altenweisel. — Denkmal an die Entscheidungsschlacht gegen die Mahdisten bei Kereri in der Nähe von Omdurman. — Ein Palmenhain. — Schuhlicker aus Kairo. — Ein Habendoa (Stamm des östlichen Sudan). — Eingeborener zieht ein Krokodil an Land. — Ein ägyptischer Hausierer.	
Die Anpflanzung Afrikas	175		
Aus dem Missionsleben: Maiblumen in Assuan. — Ein junges Opfer der Sklaverei. — Die Prüfungen der verlobten Mädchen bei den Wabemba. — Das Bier bei den Negern Zentralafrikas. — Barua	176		

**P. L. in S.** Alle Erinnerungen, Skizzen, Reisen etc. bis zum Äquator vergessen? Würde bitten um einige Zeilen. Gruß an P. M. — **P. Z. in A.** Dank für langen Brief und Fotografien. Nun neuer Setzer. — **L. L. in Innsbruck.** Dank für Briefmarken, Brief etc. Dem Kranken geht es gut. — **A. D. Münch.** Es ist vielleicht heuer noch möglich in der einen oder andern Weise.

**An unsere Freunde und Wohltäter.** Einen großen Dienst würden uns jene erweisen, die uns ein Haus in der Nähe einer Stadt, die Gymnasium hat, anzeigen wollten, das zur Aufnahme junger Leute brauchbar ist; entweder würde dieses Haus gemietet, oder bei sehr günstigen Zahlungsbedingungen angekauft werden.

## ➔ Zur Beachtung. ➔

1. Wir bitten unsere geehrten Leser dringendst, bei Abonnementserneuerung oder sonstigen Nachrichten, die den „Stern der Neger“ betreffen, stets die Schleifennummer anzugeben.

2. Unsere geehrten Leser und Wohltäter werden höflichst gebeten, ihre Adressen: Name und Wohnort, recht deutlich zu schreiben und bei Geldsendungen stets genau anzugeben, wozu es dienen soll.

3. Wer unser Missionswerk in vorzüglicher Weise unterstützen will, der suche 12 Abnehmer des „Stern der Neger“ zu gewinnen; er erhält sodann das 13. Exemplar umsonst, für jedes weitere Duzend wird ebenfalls ein Freiemplar gegeben.

## Korrespondenz der Expedition.

Eingegangene Geldsendungen. (Vom 25. April bis zum 26. Mai 1904.)

### Für das Missionshaus:

(In Kronen.)

A. M. Standteiner in G. 1.— \* Ant. Hoffmann, Denn 2.92 \* Aug. Morlang, St. Rastian 2.— \* J. Fuchs, Wels 7.— \* A. Häfele, Hohenems 1.— \* Ungenannt aus Montan 50.— \* St. B. Cl. Sodal. 3.41 \* Ungenannt aus Graun 7.— \* Schulschw. Sternberg 20.— \* Ungenannt Meran 2.20 \* Ungenannt aus Grauenstein 10.— \* J. Panzenberger, Regenstorf 1.— \* A. Griesmayer, Striebing 2.— \* Ungenannt aus Bruneck 10.— \* Prof Ammann 7.— \* Pf. J. Saller, St. Georgen 20.— \* Pf. Birhofer, Billanders 14.— \* Hochw. Koop. Unterfrauner 20.— \* Durch hochw. Brügg nach + Cl. Steiner 60.— \* J. Neutter, Straß 2.— \* J. Mayer, Haag 2.— \* R. Pöham, Gepoldsb. 1.— \* Pf. M. Seizinger, Ried 7.— \* Th. Hochreith 1.— \* Tertiarischw. Pram 1.— \* Th. Gruber, Pram 8.— \* C. Lederer 2.— \* P. Formayer, Weberndorf 1.—

\* \* \*

### Für hl. Messen:

Julie Bircher, Pustertal 4.— \* Gräfin Nevertera 20.— \* Ungenannt aus Graun 1.— \* Pf. Amt Weidertschlag 17.— \* Koop. Unterfrauner 24.— \* Hfr. Bieringer, Tristern 13.— \* Ungenannt Reutte 10.— \* Frein v. Nagel 73.— \* Ant. Viggas, Kapl., Judenb. 16.80 \* Jos. Preindl, Leibnitz 4.— \* Thom. Janzl 4.— \* Luise Sag 4.— \* Fuchs, Kreuzdorf 28.20 \* Tammann, Borghorst 2.34 \* Trenkwalder, Landeck 20.—

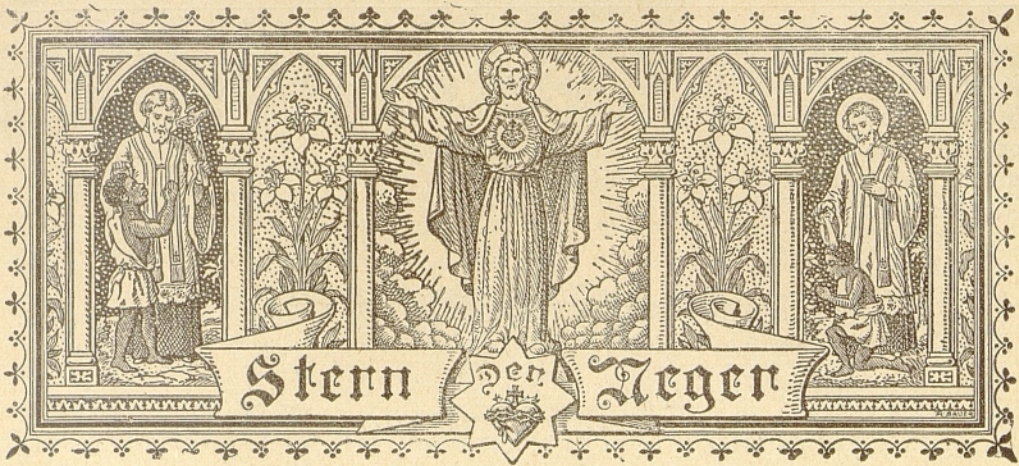
\* \* \*

Bachita zuvor, nunmehr Maria Agnes, wurde auf den Namen ihrer edlen Wohltäterin Witwe Agnes Nadermacher aus Mayshof, die der Mutter Gottes zu Ehren noch den Namen Maria vorsehen wollte, getauft. Ich meinerseits ergreife diese Gelegenheit, ihr und allen edlen Wohltätern unserer Mission nochmals innigst zu danken und jedem, der mir 21 Mark schickt, auch einen Neger auf seinen Namen zu taufen.

P. B. Z.

Ferner sandten ein: Math. Gaisböck, Wätsche; A. Kuppelwieser, Bücher; Direktor Stadler, Bücher; Lautner, Briefmarken.

Allen unseren Wohltätern sagen wir ein herzliches „Vergelt's Gott“ und bitten um weitere Unterstützung dieses Missionshauses.



## Katholische Missions-Zeitschrift.

Nr. 6.

Juni 1904.

VII. Jahrg.

### Das hlft. Herz Jesu — das Zeichen des Triumphes.

„Ich werde den Priestern die Gabe verleihen, die verhärtetsten Herzen zu rühren“.

Diese trostreichen Worte kamen von den göttlichen Lippen des Heilandes in einem jener glücklichen Augenblicke, in denen er seiner treuen Dienerin, der seligen Margareta Maria Macoque, die tiefsten Geheimnisse seines hlft. Herzens offenbarte.

Ein viertausendjähriger Fluch lastet noch schwer auf dem Nacken der armen Nachkommen Chams: die Folge eines solchen Fluches ist zugleich mit der Blindheit des Geistes die größte Verhärtung des Herzens. Welch eine schreckliche Strafe für ein Volk! ... Der liebe Gott will jedoch in seiner unermesslichen Güte alle Menschen selig machen: das Blut Jesu Christi ist für alle, auch für die unwürdigsten vergossen worden: nur bedürfen diese eines be-

sonderen Strahles der göttlichen Gnade, um auch diese der Erlösung teilhaftig zu machen.



Und siehe da, auf dem Horizonte der Kirche erhebt sich einer der schönsten Sterne, einer Andacht nämlich, welche Jesus Christus selbst begründet und die bestimmt ist, Licht und Leben in die entferntesten und unzivilisiertesten Erdstriche zu bringen. — Das Bild des göttlichen Herzens Jesu leuchtet bereits vom Aufgange der Sonne bis zu ihrem Niedergange und sein Licht heiligt die Welt. — Diesem hlft. Herzen ist der vollständige Triumph über alle Geister, über alle Herzen vorbehalten: wie ein fruchtbringender Strom überflutet diese Andacht immer mehr alle Länder

und erweitert seine Eroberungen auf dem ganzen Erdkreis. — Oh gewiß, durch das göttliche Herz Jesu wird auch Afrika Erlösung finden! Afrika

wurde schon diesem göttlichen Herzen geweiht; im Zentrum dieses Erdtheiles weht schon die Fahne des hlst. Herzens und dieses Herz Jesu-Banner wird von einer zwar kleinen doch mutigen Schar vorangetragen, welche den schönen Titel „Söhne des hlst. Herzens Jesu führen.

O göttliches Herz, wir bitten und beschwören dich, beschleunige Afrikas Erlösung und mache, daß du auch im Zentrum Afrikas deinen Triumph feiern mögest.



## Der neue Fürstbischof von Brixen. Msgr. Dr. Josef Altenweisel.

Der seit der Resignation des für unser Missionshaus hochverdienten greisen Fürstbischofes Dr. Simon Michner verwaiste Stuhl des hl. Kassian wird nun wieder einen neuen Oberhirten erhalten. Er ist ein Sohn des Tirolerlandes, ein Mann der Wissenschaft, auf den die Wahl gefallen, der Professor der Dogmatik an der k. k. theologischen Fakultät in Salzburg Dr. Josef Altenweisel Hausprälat Seiner Heiligkeit und k. k. Regierungsrat.

Der neue Oberhirt ist am 6. Dezember 1851 zu Niederndorf bei Ruffstein in Tirol geboren und stammt väterlicherseits aus Obertillach bei Sillian in der Brixener Diözese, wo der Großvater als Ältester von mehreren Brüdern das Altenweisel-Gut besaß. Die Gymnasialstudien absolvierte Altenweisel von 1862—1870 im f. e. Kollegium Borromäum in Salzburg und ging zur Maturitätsprüfung nach Meran, die er mit Auszeichnung bestand. Im Herbst 1870 sehen wir ihn im Germanikum in Rom, von wo aus er die Universität Gregoriana sieben Jahre lang besuchte, um seine philosophische und theologische Ausbildung zu erhalten.

In Rom, an der Konfession des Apostelfürsten in St. Peter, brachte Altenweisel Gott die Erstlinge seines Priestertumes dar, am 11. Juni 1876, nachdem er am vorhergehenden Tage die hl. Priesterweihe empfangen. Im Sommer 1877 kehrte der junge Doktor der Philosophie und Theologie aus Rom ins Tirolerland heim. Vom

Herbste dieses Jahres bis Ostern 1883 war dann Doktor Altenweisel Professor im f. e. Borromäum in Salzburg, wo er zuerst aushilfsweise Latein, Deutsch und Geographie lehrte und dann nach Ablegung der Religionslehre-Prüfung für Mittelschulen als Gegenstände Religion und philosophische Propädeutik übernahm. Außerdem lehrte er Italienisch und Stenographie und hielt im Priesterseminar Vorträge aus Philosophie. Die Ferien brachte Dr. Altenweisel immer fast ganz in seiner Heimat Niederndorf zu, welche Gelegenheit er zur praktischen Seelsorge benützte und auf der Kanzel und im Beichtstuhle Aushilfe leistete; insbesondere gab er den dort und in der Umgebung arbeitenden Italienern zu Ostern Gelegenheit, ihre Beicht in der Muttersprache abzulegen. Am 4. Februar 1883 wurde Dr. Altenweisel vom Kaiser in Folge einer glänzenden Konkursarbeit sofort zum ordentlichen öffentlichen Professor der Dogmatik an der k. k. theologischen Fakultät in Salzburg ernannt. Er trat diese Stelle am 1. April 1883 an und hat diese Lehrkanzel bis heute inne.

Die Tätigkeit Professor Dr. Altenweisels an der k. k. Fakultät war eine sehr erspriessliche und einflußreiche, die natürliche Folge seiner mit gewinnender Liebenswürdigkeit gepaarten Energie; seine zahlreichen Schüler seit nunmehr 21 Jahren, da er da das wichtige Fach der Dogmatik und bis 1896 auch das der Fundamentaltheologie trubierte, verehren in ihm einen Lehrer von philosophischer Gründlichkeit und hoher wissenschaftlicher Auffassung. Mit großer Begeisterung wurden

die lichtvollen, zeitweisen Vorträge, die Professor Dr. Altenweisel vor Errichtung der Lehrkanzel für christliche Philosophie über verschiedene philosophische Disziplinen an ein Publikum für die Hörer sämtlicher Jahrgänge hielt, aufgenommen. Fünfmal bekleidete er die Stelle des Dekans der

Fakultät, die bekanntlich das jus promovendi be-  
sitzt. Im Juni 1901 beging Prälat Dr.

Altenweisel in der Kollegienkirche in aller Stille sein silbernes Priesterjubiläum, herzlichst beglückwünscht von seinen Kollegen im Lehramte und von vielen Freunde und Verehrer.

Große Verdienste erwarb sich Dr. Altenweisel an der Leo-Gesellschaft, deren Vertrauensmann er für Salzburg ist. Auch für den letzten „allgemeinen Katholikentag“ in Salzburg war

er als Obmann des vorbereitenden Lokalkomitees besonders verdienstvoll tätig. Es war eine Unsumme von Arbeit, die Dr. Altenweisel zu leisten hatte. Er wurde dafür mit der Würde eines päpstlichen Hausprälaten ausgezeichnet. Er ist Obmann des katholischen Aktionskomitees, des katholischen Büchervereins, Hauptbegründer einer sehr blühenden katholischen Volksbibliothek usw.

Die umfassendste Tätigkeit entfaltete jedoch der künftige Bischof bis heute auf charitativem Gebiete: er ist Präsident des Zentral- und Verwaltungsrat des Salzburger St. Vinzenz-Vereins und tätiges Mitglied einer Konferenz desselben; sein Hauptwerk aber ist die zu Ehren

des 50jährigen Regierungsjubiläums des Kaisers erbaute Kaiser Franz Josef-Kinderkrippe des St. Vinzenzvereins in Salzburg, die er durch unermüdlige und umsichtige Arbeit, wie durch äußerst kluge Gewinnung von Wohltätern fast unmerklich auf das schönste einrichtete.

Gelegentlich des 50. Regierungsjubiläums Sr. Majestät im Jahre 1898 erfolgte auch Dr. Altenweisels Ernennung zum k. k. Regierungsrat. Dr. Altenweisel ist Berater und Helfer bei Hoch und Niedrig in allen wichtigen An-



Msgr. Dr. Josef Altenweisel.

gelegenhelten.

Zu der großen persönlichen Liebenswürdigkeit, die stets die gebührenden Grenzen zu wahren weiß, die im Umgange mit Hoch und Nieder gleicherweise die rechten Formen findet, gesellen sich also die vorzüglichsten Eigenschaften des Herzens und des Verstandes, großen Könnens und geübten Willens, die uns in der geschehenen

Wahl ein Werk der Vorsehung dankbar erkennen lassen, welche für schwierige Verhältnisse immer wieder das rechte Mittel zu finden weiß. Es ist für den Erwählten gewiß ein großes persönliches

Opfer, von den liebgewordenen, ehrenvollen und angenehmen Verhältnissen zu scheiden, um einer so schwierigen Aufgabe entgegenzugehen.

Ad multos annos!



## Meine Antwort.

Du hast gewiß schon recht viel über die Heidenmissionen gelesen; weißt wie es da zugeht, was man alles erleben und durchmachen muß, wie man mit den Negern umgeht, was man ißt und trinkt, wie und wo man wohnt und schläft, und weiß Gott was; man hört es ja immer von den Missionären erzählen. Deshalb möchte ich dich jetzt einmal fragen, ob du wirklich auch darüber schon einmal nachgedacht hast, was denn so ein Heidenmissionär eigentlich ist? Was möchtest du mir wohl antworten? — Nur heraus damit! — Doch wart, ich will dir helfen! Ich weiß ja wohl, daß du dir so manches unter einem Heidenmissionär vorstellen kannst, wahrscheinlich ist es gar nicht so unrichtig, was du dir denkst. Aber ich glaube, was ich dir jetzt sagen werde, die Antwort hättest du mir gewiß nicht gegeben. Weißt, was nach meiner Ansicht ein Heidenmissionär ist? Ein Mann mit gebrochenem Herzen! Ja wohl, so ist es; und wenn du auch überrascht dein zweifelndes Haupt schüttelst, es bleibt doch dabei. Schau dir nur einmal einen solchen Missionär näher an!

Ein junger, kraftstrotzender Mann, in der Blüte seiner Jahre stehend, wo sich gerade am meisten das Ideale entwickelt, wo die Liebe zu Vaterhaus und Heimat, zu Vaterland und Freiheit am leichtesten in fantastischer Weise entflammt, da nimmt er Hut und Stock und zieht hinaus; und auf dem letzten Gipfel seiner teuren Heimatsberge stehend, blickt er nochmals um, sagt seinen lieben Bergen, seinem trauten Heimatsdörfchen Lebewohl und fort geht es auf Nimmerwiedersehen! — Soll das dieses junge Herz nicht brechen? — O nein, das bricht ihm nicht das Herz, das stärkt es nur!

Aber die guten Eltern, die lieben Geschwister und Freunde, die ihm zum letztenmale die Hände drücken, die ihm nachsehen, soweit sie können und dann verlassen und vereinsamt in das totenstille Haus zurückkehren, die ihm mit liebender Stimme als letztes Wort noch zurufen: „Es ist wohl schwer — behüt dich Gott“. Dies alles muß ihm doch das Herz brechen, jenes Herz, das die Seinen ja kindlich liebte und aus Liebe zu anderen diesen heldenmütigen Entschluß gefaßt hat? — Doch, auch das bricht ihm das Herz nicht, dieses große Opfer steigert gerade seinen Edelmut!

So zieht er nun hin in ein fernes Land, wo Sprache und Leute ihm fremd sind, wo nur Opfer und Entbehrungen seiner harren und er für alle seine Liebe vielleicht nichts als schnöden Undank zu erwarten hat, wo er da ist, um opfernd zu leben und als Opfer zu sterben: dieses Schreckbild größter Leiden, das bricht ihm aber gewiß das Herz! Und doch, auch das kann ihn nicht beugen, ist es ja doch sein Beruf, sein freiwillig gewählter Dornenweg zum Himmel.

Ja wenn nichts ihn zu beugen, nichts sein Herz zu brechen vermag, dann ist es doch falsch, was ich dir gesagt habe, daß der Heidenmissionär ein Mann mit gebrochenem Herzen sei.

Doch nein, es ist nur ganz zu wahr!

Sieh, wozu bringt er denn alle diese Opfer? Um Seelen zu retten, um diesen unglücklichen Negern zu Hilfe zu kommen, ihre geistigen und leiblichen Sklavenketten zu sprengen. Und jetzt endlich ist er drunten bei seinen Negern, und was sieht er da? Wohin er nur blickt, Elend und Not. Da Krieg, dort Hungersnot, dort wüthet eine furchtbare Krankheit, hier versengt die glühende

Sonne jegliches Leben. Zu Tausenden siechen sie hin wie matte Fliegen und sterben verlassen; scharenweise umstehen sie seine Hütte, mit abgemagerten Händen, mit den Blicken Leidender und Sterbender flehen sie ihn an, diese ärmsten Geschöpfe: und der arme Missionär, er kann nicht helfen! Ich frage dich, muß dieser Anblick sein liebendes Vaterherz nicht brechen? Und wenn er, was jetzt Gott sei Dank schon viel besser ist, auf einen Sklavenmarkt kommt und sie dastehen sieht in Fesseln und Ketten, Männer und Frauen, Knaben und Mädchen, wie Tiere zum Verkauf angeboten; und wenn sich diese Armen flehend an ihn wenden, daß er sie kaufe und sie dem schrecklichsten Lose entreiße, muß ihm da nicht sein Herz bluten, wenn er mit leeren Händen zusehen muß, wie sie vor seinen Augen fortgeschleppt werden, — Sklaven vielleicht für Zeit und Ewigkeit?

Und wenn er dann zu all diesem Elend die geistige Versunkenheit betrachtet, sittliche Verdorbenheit, greulicher Götzendienst und Abgestumpftheit gegen alles Höhere, den großen Undank der Regier, denen zuliebe er alles verlassen, was muß da wohl sein Herz fühlen?

Du stimmst also wohl gewiß meiner Antwort bei. Aber das ist nicht genug, mein Lieber!

Wenn du von der besprochenen Wahrheit überzeugt bist, so ist gerade diese Überzeugung wieder eine Mahnung Gottes, dem blutenden Herzen des Heidenmissionärs einige Tropfen lindernden Balsams auf das wunde Herz träufeln zu lassen, ihm durch entsprechende Liebesgaben die selige Möglichkeit zu verschaffen, einigermaßen dieses große Elend seiner lieben Schwarzen zu lindern.

Ja, mein lieber Leser, fasse gleich den Entschluß, doch nein, lege lieber gleich etwas beiseite, sonst vergißt du wieder und die mahnende Stimme deines barmherzigen Herzens verhallt im Weltgetümmel; es braucht ja nicht viel zu sein, Gott weiß schon, daß du nicht mehr tun kannst und wird das wenige segnen, für dich sowohl als auch für die armen Missionäre. Und wenn du dann Gelegenheit hast, schick es uns für unseren neuen Missionsbischof, den edlen Msgr. Geyer, oder einfach mit dem Bemerkten: „Fürs gebrochene Herz des Heidenmissionärs“.\*

A. W.

\*) Die unter dieser Bemerkung gesendeten Liebesgaben kommen unserem Missionsbischof von Zentralafrika, dem Gründer dieser Zeitschrift und unseres Missionshauses, zu, da er so notwendig Mittel braucht, um seinen lieben Regern helfen zu können.



## Gründung einer Missionsstation am Bahr-el-Ghazal.

Die Nachrichten, welche bis jetzt von der Expedition des hochwürdigsten Bischofs Msgr. Geyer gekommen, sind sehr frohsprechend. Der liebe Gott hat die Reise unserer Missionäre gesegnet und hat ihnen bei den Volksstämmen, zu denen sie gekommen sind, eine unerwartet gute Aufnahme zuteil werden lassen. Die folgenden Briefe, welche wir hier veröffentlichen, werden die Herzen unserer Leser und Freunde gewiß mit Freude und Trost erfüllen.

Brief des hochw. Bischofes Msgr.  
Franz Xaver Geyer an den hochw.  
Pater General-Superior.

Kayango, den 13. März 1904.

Hochwürdigster P. General!

Wie ich schon früher schrieb, bin ich am 18. Februar von Wau mit dem hochw. P. Tappi

und Br. Johann gegen Nord-West abgereist, um einen geeigneten Posten zu finden und dort eine Missionsstation zu gründen. Ich besuchte zwölf Häuptlinge von acht Stämmen mit verschiedenen Sprachen. Diese Gegend war früher der Hauptstapelplatz des Sklavenhandels. Am 1. März war ich wieder in Wau zurück. Am 5. desselben Monats reiste ich wieder ab und nahm zwei Patres und zwei Brüder mit. Unser Weg führte nach Kayango zum Stamme der Golo.

Am 7. kamen wir dort an und an diesem Morgen konnte ich schon das erste Kreuz aufrichten und einweihen und in der ersten Hütte, die sofort errichtet wurde, die hl. Messe lesen. Diese Hütte wird einstweilen als Kapelle und auch als Wohnung für die Missionäre dienen. Wir werden noch einige Wochen brauchen, um die notwendigen Hütten aufzubauen, denn die Leute sind nicht sehr an die Arbeit gewohnt. Übrigens ist dieses Volk der Golo betriebsam und verständig. Ich will hoffen, daß der große Scheikh von Kayango, der auf Befehl der Regierung seine Leute zu unserer Verfügung gestellt hat und sogar in eigener Person die Arbeiten leitet, dieselben bald vollendet haben wird. Er ist deshalb entlohnen worden, für die Arbeiten der Regierung Träger zu schicken, damit er uns besser helfen könne. Ich glaube, daß die Missionäre alles mit der Hilfe, die sie vom Volke haben, gut in Ordnung bringen können; ich werde hierauf mit dem Br. Schröder nach einigen Stunden abreisen und nach tüchtigem Laufe hoffe ich morgen früh wieder in Wau zu sein.

Diese Missionsstation habe ich dem Patrone aller katholischen Missionen, dem hl. Franziskus Xaverius, anempfohlen und geweiht, die nächste Station am Bahr el Ghazal gedenke ich dem Patron der afrikanischen Missionen zu weihen, dem hl. Petrus Klaver. Ich lasse hier zwei Patres und einen Laienbruder. Sobald als möglich wird man einen zweiten Bruder nachschicken müssen. Gott der Allmächtige segne diese Mission unter dem Stamme der Golo, welcher von der Sklaverei früher so sehr gelitten hat, und er verleihe, daß unsere Kongregation hier sehr fruchtbar zum Heile der Seelen wirken könne.

Von Wau, wohin ich jetzt gehe, werde ich so gleich nach meiner Ankunft mit einem Pater gegen

Tondsch abreisen, um jene Gegenden auszuforschen: diese Reise wird nach meinem Dafürhalten zwölf bis 15 Tage dauern.

Sobald es mir möglich sein wird, werde ich den Ausgang Ihnen, hochwürdigster Pater, mitteilen. Gott der Herr stehe uns bei mit seiner heiligen Gnade. Ich empfehle mich Ihren Gebeten und zeichne mit tiefster und kindlicher Verehrung Euer Hochwürden

demüthigster Diener

† Xaver Geher.

\* \* \*

Um die guten Nachrichten, die im Briefe des hochwft. apostolischen Vikars enthalten sind, zu vervollständigen, fügen wir die Einzelheiten der Gründung der Missionsstation Kayango bei, welche wir einem Briefe des hochw. P. Bertola an denselben hochwft. P. General ebenfalls vom 13. März aus Kayango entnehmen.

Hochwürdigster Pater!

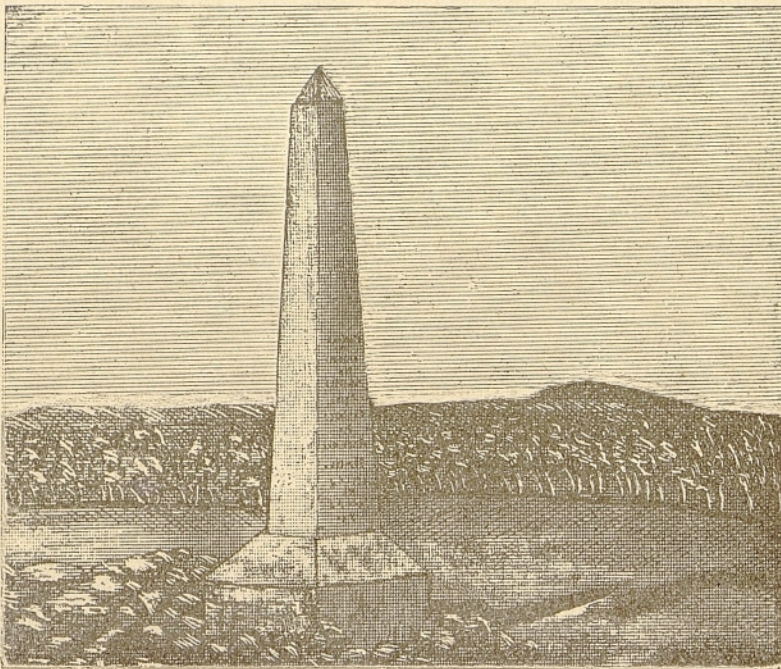
Endlich sind wir am Ziele unserer Reise angelangt und ich beeile mich, Ihnen einige Nachrichten, die ich in Eile sammelte, zu schicken. Unsere Reise war in der That ein wenig lang und besonders der Weg, den wir zu Fuß zurücklegen mußten, ist vielmehr anstrengend zu nennen: es fehlte nicht an Gelegenheit, sich Verdienste für den Himmel zu sammeln. Wenn aber Gott uns im Anfange mit Trübsalen heimsuchte, so müssen wir bekennen, jetzt reichlich dafür entschädigt worden zu sein.

Seit dem 7. März befinden wir uns hier in Kayango. Es ist dies ein großes Dorf beim Stamme der Golo, wo wir eine Station gründen, um hier mit Gottes Hilfe am Heile der Seelen zu arbeiten. Wie groß war nicht unsere Freude und unser Trost, wahrzunehmen, daß uns Gott mitten unter ein Volk geführt, das sich nach unserer Ankunft wirklich sehnte! Die beiden Tage, welche wir für die Reise von Wau nach Kayango brauchten, waren für uns in der That ein wahrer Triumph: wir waren vom Häuptling des Stammes begleitet, der mit einigen seiner Soldaten und anderen seiner Leute gekommen war, um uns in eigener Person von Wau in sein Dorf zu führen.



Wir reisten am 5. März nachmittags von Wau ab. Alle waren zufrieden, denn die Nachrichten, die wir bis jetzt über dieses Volk vernommen, flößten uns große Hoffnung ein. An der Spitze unserer Karawane gingen einige Soldaten des Häuptlings, die ich aber erst dann nur als Soldaten erkannte, als mir gesagt wurde, daß es solche seien, was selbstverständlich ist, denn an der Kleidung war es nicht ersichtlich, da alle

glänzend schwarz erschienen. Sie dienten uns als Führer auf den nie endenden und verschlungenen Wegen durch den dichten Wald, den wir zu durchschreiten hatten. Hinter den Soldaten kam Monsignor auf einem Muli reitend, dann der Häuptling auf seinem Esel, endlich wir, gefolgt von den übrigen Leuten des Häuptlings und unsern Trägern. In dieser Ordnung ging es lustig voran bis zum späten Abend. Als die



Denkmal an die Entscheidungsschlacht gegen die Mahdisten bei Kereri  
in der Nähe von Omdurman.

Dunkelheit uns am weitem Marsche verhinderte, hielten wir an, um die Nacht dort zuzubringen. Wir waren gerade mitten in einem Urwalde; kein Zeichen von einer lebenden Seele. Hier unter freiem Himmel hielten wir unsere Abendmahlzeit; der Häuptling beehrte unsere Tafel durch seine Anwesenheit.

Nach beendigter Mahlzeit hatten wir mit dem Häuptling eine lange und lebhaftere Unterredung, in der man die Pläne der zukünftigen Nieder-

lassung in unserem Dorfe besprach. Nachdem wir Gott für den Beistand, den er uns im Laufe des Tages in Ertragung aller Mühen gewährt, gedankt hatten, suchte sich ein jeder von uns ein Plätzchen auf dem Erdboden, um zu schlafen. Vier Lanzen der uns begleitenden Soldaten wurden in die Erde gepflanzt und dienten uns gewissermaßen als Stütze eines Zeltes und wir legten uns so beschützt von der Vorsehung Gottes nieder und schliefen bald ermüdet ein.

Um 3 Uhr morgens setzten wir in herrlichem Mondschneise unsere Reise weiter fort und um 7 Uhr kamen wir zum ersten Dorfe der Golo, das dem Häuptling, der uns begegnete, untertänig ist. Hier ruhten wir ungefähr eine Stunde und der Häuptling gab uns indessen einen Beweis seiner Fürsorge für uns, indem er sofort einen seiner Leute nach Bau schickte, um uns die Kiste mit den Küchengeräthschaften zu holen, die wir in der Eile des Aufbruches vergessen hatten.

Ungefähr um 8 Uhr brachen wir wieder auf und während dieses ganzen Tages reisten wir beständig durch mehr oder wenig dichte Wälder und durch herrliche Landschaften. Kleine Hügel folgten beständig auf einander. Je mehr wir weiter vordrangen, desto höher kamen wir, was uns hoffen ließ, für die Gründung einer Station einen ziemlich gesunden Posten zu finden.

Die Negerdörfer des Stammes der Golo wurden immer häufiger und bei unserer Durchreise krochen Männer und Weiber durch die niederen Türen ihrer Hütten heraus, um uns zu sehen und uns nach Landesfite zu grüßen, während die kleinen Knaben, sobald sie uns von weitem sahen, davonflohen, um sich in irgend einem Winkel zu verstecken. Die heißesten Stunden des Mittags brachten wir in einem Dorfe im Schatten einer alten Keba (Strohütte) zu und einige Hühner die uns von diesen guten Negern, welche von Natur aus sehr gastfreundlich sind, angeboten wurden, bildeten unser bescheidenes Mittagmahl. Nachdem wir uns ein wenig gestärkt und einige Stunden ausgeruht hatten, reisten wir gegen 3 Uhr nachmittags weiter und ließen diese Leute ganz befriedigt, indem wir einige Stücke Leinwand und Perlen unter sie verteilt hatten. Der übrige Teil des Tages verlief ohne irgend einen bedeutenden Zwischenfall. Am Abende hielten wir wiederum wie am vorhergehenden Tage unter freiem Himmel das Abendessen und unsere Erholung; nachdem wir unsere Gebete verrichtet, schliefen wir wiederum wohl aus Müdigkeit einen süßen Schlaf in Gottes freier Natur.

Am 7. März um 3 Uhr morgens waren wir schon wieder auf den Beinen; unser Herz schlug vor Freude, man hätte fliegen mögen, um recht bald an unserem heißersehnten Ziele zu sein; nur noch fünf Stunden Weges blieben uns noch übrig

zurückzulegen. Mit Gottes Hilfe verliefen auch diese. Es war ungefähr 8 Uhr, als ein Soldat unseres Häuptlings in sein Horn stieß: das war das Zeichen unserer Ankunft. Ein langes Oh!!... entschlüpfte unwillkürlich unseren Lippen: unter den großen Bäumen gewahrten wir die vielen Hütten des Dorfes, wo wir unsere Wohnung aufschlagen sollten.

Alles das nur Beine hatte, kam bei unserer Ankunft aus den zerstreuten Hütten auf uns zu, um uns freudig und festlich zu begrüßen. Alles erregte ihre Bewunderung, alle waren sie wie betroffen. Wir aber waren sehr müde und wünschten deshalb vor allem andern ein wenig auszuruhen, aber wie war das anzufangen mitten unter diesen Leuten, die sich nicht von uns trennen konnten? Wir lagerten uns einstweilen in einer ziemlich großen Hütte, die uns vom Häuptling angeboten wurde. Es war jedoch nicht möglich hier zu ruhen, denn von allen diesen guten Negern dachte keiner daran, fortzugehen. Sie setzten sich in Gruppen um unsere Wohnung herum, unterhielten sich ganz gemütlich und lustig und machten einen wahren Heidenlärm. Wir verstanden natürlich keine Silbe von diesem Geschwätz, aber sicher werden sie von unseren Sachen gesprochen haben. Die etwas größeren Knaben faßten nach und nach ein wenig Mut, näherten sich leise der Türe unserer Hütte und da sie sahen, daß wir sie nicht vertrieben, trat einer nach dem anderen ein und hockten sich neben uns auf der Erde hin. Sie beobachteten alles mit Stillschweigen und flüsteren dann unter einander, um ihre Eindrücke einander kundzutun: Unsere langen Kleider, unsere weiße Farbe und unser Bart waren ohne Zweifel der wichtigste Gegenstand ihres Gespräches. Als wir ihnen zum Schluß einige rote Perlen und ein Stückchen Zucker gaben, war ihre Freude auf den Gipfelpunkt gestiegen und sie sprangen jauchzend wie junge Ziegenböcklein.

Das, was uns nach unserer Ankunft am meisten am Herzen lag, war einen guten Posten zu finden, auf dem wir unsere Dordor oder Hütten bauen konnten. Wir gingen deshalb vom Häuptling und seinem Gefolge begleitet auf die Suche eines passenden Ortes. Wir betrachteten verschiedene Posten und wählten endlich nach gemeinschaftlichem Übereinkommen den, der uns in jeder Hinsicht

als der beste erschien. Er ist vom Dorfe nicht mehr als 300 Schritte entfernt; der Ort ist auf einer Anhöhe gelegen; große Tamarinden-, Kautschukbäume und andere Arten werden unsere Wohnungen von den glühenden Sonnenstrahlen schützen.

Den übrigen Teil des Tages verbrauchten wir, um den Ort und die Ausdehnungen unserer Hütten genau zu bestimmen, während der Häuptling einige Männer in verschiedene Dörfer schickte, um für den nächsten Tag eine gute Anzahl Arbeiter zu dinge. Am nächsten Morgen befand sich wirklich eine ziemliche Anzahl starker Neger am bestimmten Plage. Der Häuptling selbst verteilte die Arbeit unter die Leute: einen Teil bestimmte er dazu, den Boden zu reinigen, andere Holz zu schneiden, wieder andere für die Dächer Stroh zu sammeln usw. Trotz der weit berühmten Langsamkeit der Neger und ihrer noch sehr einfachen Gerätschaften hatte doch am Ende des Tages der Ort vollständig sein Aussehen geändert. Ein großer Teil mächtiger Bäume waren bereits umgehauen, das hohe Gras abgebrannt und der Boden gereinigt. In den darauf folgenden Tagen ging

die Arbeit mit gleicher Schnelligkeit voran, ja die Zahl der Leute vermehrte sich von Tag zu Tag, so daß heute Morgen, es ist der 13. März, „Sonntag Laetare“, der Bischof und wir das große Glück hatten, zum erstenmal das hl. Opfer in dem Dordor, der bestimmt ist, der erste Tempel des wahren Gottes zu sein, Gott darzubringen.

Wir sind also, hochwft. Pater, auf unserem Arbeitsfelde umgeben von einer ungeheuer großen Zahl Neger, welche von nun an der Gegenstand unserer größten Sorge sein werden. Aber ach! wenn ich unsere kleine Zahl betrachte, so schnürt es mir das Herz zusammen und es entschlüpfen mir unwillkürlich die Worte des Heilandes an seine Apostel: „Die Ernte ist groß, aber der Arbeiter sind wenige“. Glauben sie doch nicht, daß wir deshalb den Mut verlieren werden. Nie und nimmer! O beten sie und lassen sie beten, damit Gott der Herr sich würdige, diese armen Neger zu erleuchten und unsere Arbeit zu segnen. Wir aber sind bereit und versprechen, uns mit Gottes Hilfe, so weit in unseren Kräften liegt, für die Sache Jesu Christi zu opfern.

## Chartum.

Chartum, der ehemalige Mittelpunkt der Missionäre von Zentralafrika, die ehemalige Residenz des apostolischen Vikars, die zweite Heimat, möchten wir fast sagen, des großen Bischofs, Mgr. Comboni, erhebt sich jetzt wieder aus ihren Ruinen mit einer Schönheit und Majestät, die sie früher nicht besessen hat. Chartum erweckt heutzutage mehr als je das lebendigste Interesse bei allen jenen, welche die Veränderungen unserer Mission im Laufe der Zeit dort kennen. Um diesem gewiß sehr gerechten Interesse zu genügen, berichten wir diese wenigen Zeilen.

In der ersten Hälfte des vergangenen Jahrhunderts gewann die Stadt Chartum eine sehr große Ausdehnung und erlangte in kurzer Zeit eine sehr große Bedeutung wegen ihrer günstigen Lage, welche sie zum natürlichen Mittelpunkt des

Handels von Inner-Afrika machte, und welche sie in verhältnismäßig sehr leichten Verkehr mit Ägypten durch den Nil setzte.

Der Sturm des Mahdismus, der in furchtbarer Weise am 26. Januar des Jahres 1885 über sie losbrach, hatte sie in wenigen Augenblicken in einen Trümmerhaufen verwandelt. Auf ihren Mauern, die bereits Bollwerke der Zivilisation waren, flatterten die Banner der Kalifen, die Zeichen der greulichsten Rohheit. Ströme von Blut floßen auf allen Wegen, die diese fanatische Bande betrat. Alle Einwohner der Stadt wurden niedergemetzelt. Die Geschichtswerke verzeichneten seit langer Zeit keine ähnlichen Grausamkeiten, wie sie beim Falle Chartums begangen wurden.

Nachdem man die Stadt geplündert und ihre Einwohner getötet hatte, ruhten die wilden Horden

des Mahdi von ihrem Tagewert aus. Die Stadt bot einen traurigen Anblick. Man ließ nur die Paläste und Häuser stehen, die nun als Beute den Aschraf, d. h. den Adligen, den Eltern des Propheten zugesprochen wurden. Im darauffolgenden Jahre starb Mahdi und Abdullahi folgte ihm nach. Dieser sah in dem Bestehen der Stadt Chartum in seiner Begeisterung ein fortwährendes Hindernis. Übrigens wollte er die «Aschraf» demüthigen und sie aus ihrer mächtigen Stellung, die sie sich erworben, entfernen. Um sie zu zwingen, in seiner Nähe ihre Wohnsitze bei Omdurman aufzuschlagen, gab er Befehl, keinen Stein Chartums auf dem andern ruhen zu lassen. Deshalb wurde die Stadt im August des Jahres 1886 vollkommen dem Erdboden gleichgemacht. Alles Gute, was man in ihr fand bis herab zu den Türen und den Fenstern, wurde in die heilige Stadt des Mahdismus, nach Omdurman geschafft. Nachdem man die Häuser niedergerissen — hier wurde natürlich auch das ganze Missionsgebäude geschleift — machte man sich an die Mauern der Stadt, welche aus gebrannten Ziegelsteinen erbaut waren, die man alle nach Omdurman beförderte, um sie dort zum Aufrichten neuer Gebäude zu benützen. Eine Ausnahme machte man nur mit dem Palaste des Gordon; im übrigen glich die Stadt einem Haufen von Ruinen. So war das einst reiche und erhabene Chartum in wenigen Tagen eine schauerliche Wüste und die unförmlichen Steinhaufen der alten Größe Chartums wurden Schlupfwinkel für die schmutzigen Hyänen und die gefräßigen Schakale.

Wir haben diese Tatsachen angeführt, weil man dann viel besser das zu würdigen imstande ist, was die Engländer für das neue Chartum seit den wenigen Jahren der Eroberung getan haben. Und damit man umso besser die Tragweite dieser vollendeten Arbeit erfassen kann, ist es notwendig, andererseits zu erwähnen, daß die Araber des Landes, anstatt der englischen Regierung in diesem Unternehmen behilflich zu sein, im Gegenteile einen tödtlichen Haß gegen Chartum im Herzen bewahrten und sie nennen heute noch diese Stadt die verfluchte Stadt der Cofar, der Ungläubigen. Und in der That, anstatt dem gegenwärtigen Wachstum und der gegenwärtigen Entwicklung ihre Arbeit zuzuwenden, entfernen sie sich so weit

als sie nur können und sind ganz begeistert für den Aufenthalt in Omdurman, der geheiligten Stadt der ruhmvollen Taten des Mahdi und ihrer großen Kalifen.

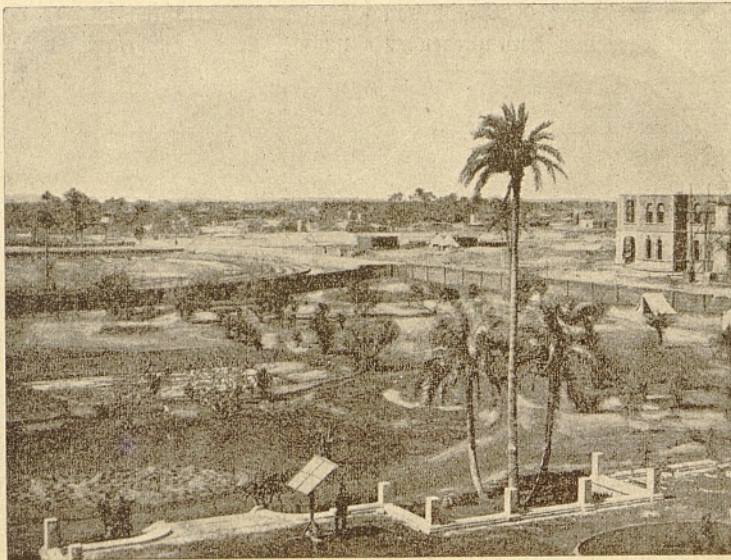
Wenn man das alles in Anschlag bringt, so muß man gestehen, daß die englische Regierung in den wenigen Jahren, seitdem sie in den Besitz des Sudan gelangten, sehr viel geleistet hat.

Wegen der tiefen Lage war die Gegend, auf der man die Stadt aufbauen wollte, sehr ungesund. Man machte also zuerst den Anfang damit, daß man ihre Lage etwas erhöhte. Dazu dienten in ausgezeichneter Weise die Trümmerhaufen der alten Häuser, die dasjenige ersetzen, was man zu wenig an Material hatte. Vermittels einer nur für den Augenblick hergestellten kleinen Eisenbahn wurden diese alten Baustücke eine halbe Stunde weit zu dem neuen Bauplatz geführt. Den Fluß zwängte man durch einen hohen und weiten Damm ein, und den Fluß entlang wurde eine geräumige Allee angelegt. Breite Straßen mit schattigen Bäumen auf beiden Seiten führen nach jeder Richtung hin. Die Gartenanlagen, welche in dem alten Chartum so berühmt waren, sind auch wieder auf dem Standpunkte ihrer früheren Pracht angelangt und zwischen den unzähligen Palmen der verschiedensten Art blühen bereits die Zitronenbäume, die Aprikosen-, Pfirsichbäume. Die Feigenbäume breiten ihre großen Blätter aus und die Weinreben schlängeln sich an den Stützen empor. Inmitten von duftenden Blumen erheben sich allmählich Landhäuser und Paläste. Der Stil dieser neuen Bauten entspricht dem jetzigen orientalischen Geschmac, der in seiner Kunst wunderbar allen Erfordernissen des Klimas Rechnung zu tragen versteht. Man sieht Landhäuser, gebaut nach griechischem oder römischem Stil, mit dem in schöner Weise der arabische verflochten wird. Die Paläste sind gegen Norden hier von kolossaler, starker Form, gegen Süden aber mit hohen, luftigen Balkonen verziert. Hier steht ein Gebäude, in dem der Baumeister die ganze europäische Baukunst verkörpern will. Dort erhebt sich eine Moschee, die noch nicht ausgebaut ist, aber doch bereits zeigt, daß sie die Perle der modernen arabischen Baukunst sein soll. Der weiße Palast des Gouverneurs, der in einer Entfernung von einigen Stunden sichtbar ist, das große Post-

gebäude, die Kasernen, die Arsenale, die anderen öffentlichen Gebäude zeigen klar die Tätigkeit der Regierung in dem Aufrichten neuer Gebäude. Alle zusammen sind ein herrlicher Beweis dafür, daß der Engländer es versteht, seinem Zweck alle Kräfte dienstbar zu machen. Mitten in diesem Wirrwarr vieler im Bau begriffenen Häuser winnelt es nur so von Soldaten und Gefangenen, welche unter Aufsicht der Soldaten zur Arbeit gezwungen werden. So ersparen sie der Staatskasse die großen Auslagen.

an unserer Seite mit einer schweren Walze die Wege der Stadt, die noch im Baue begriffen sind, ebnet. (Siehe obige Abbildung.)

Natürlich denkt man auch an das Nützliche und an den Vorteil des neuen Chartum. Die drückende Hitze wird gedämpft durch frisches Wasser, mit dem man beständig die Straßen benetzt, ebenso wie in Europa. Wer müde ist, oder nicht zu Fuß gehen will, oder wer nicht den Mut hat, einen Esel zu besteigen, läßt sich in einem kleinen Wagen von indianischer Form von einem



Chartum im Bau begriffen.

In der ganzen Stadt ist alles in Bewegung, alles ist Leben. Auf einer Seite sind lange Reihen von Kameelen, welche kaum ihre große Last von Ziegelsteinen tragen können; sie werden mit harten Schlägen des Korbatsch angetrieben. Weiter vorne ist ein großer Haufen Volkes, welcher auf Karren Balken und Holz zum Bauplatz befördert. Da nehmen wir eine wahre Herde von Frauen wahr, welche mit großen Töpfen auf dem Kopfe vom Flusse zurückkehren, wo sie Wasser geholt haben, um damit die Pflanzungen an den öffentlichen Straßen zu begießen. Dort erschreckt einen der plötzliche Pfiff einer Maschine, welche

Esel oder einem Diener fahren. Übrigens verkehren die Automobils bereits ganz frei nach allen Richtungen hin und in kürzester Zeit ebenso auch die elektrische Straßenbahn, die alle Punkte der Stadt sehr geschickt verbindet. Das elektrische Licht spendet schon seit ziemlich langer Zeit dem neuen Chartum eine hinreichende Beleuchtung.

Aber das ist noch nicht alles. Man sorgt auch für alle möglichen Erweiterungen. Der öffentliche Park mit seinen Konzerten, die Menagerien, das große Hotel, der englische, ägyptische, syrische, griechische Klub, der Klub der Soldaten mit einer Menge von Kaffeehäusern und Gasthöfen zweiter

Klasse, die Verkaufsläden bieten die verschiedensten Unterhaltungen dar, ebenso wie man sie in Europa in einer Großstadt genießen kann.

Aber bei dem großen materiellen Fortschritt vernachlässigt man nicht die geistige Ausbildung. Mehrere Schulen und Privat-Institute arbeiten mit allem Eifer an der Jugenderziehung. Unter diesen befindet sich die Schule der Mission, in der mehrere Sprachen gelehrt werden, wie Englisch, Arabisch, Französisch und Italienisch, ohne dabei die Musik zu vergessen.

Soweit man voraussehen kann, ist Chartum gewiß bestimmt, einstmals der Mittelpunkt europäischer Kultur zu werden, welche die Stadt von hier aus über die ungeheueren herumliegenden

Gegenden verbreiten wird, die noch in der Finsternis der Barbarei liegen.

Es ist wahr, es sind noch große und viele Hindernisse zu überwinden und wer die Natur des Landes und seiner Bewohner kennt, begreift leicht, daß, obwohl man viel geleistet hat, dennoch viel zu tun übrig bleibt. Aber ebenso ist es wahr, daß die Tätigkeit und Tatkraft der Regierung über alles triumphieren wird und daß England trotz alledem in vollkommenster Weise seinen Plan verwirklichen wird.

Das ist die Residenzstadt unseres hochw. Bischofs, Mgr. Geyer, der bereits, wie wir aus den letzten Nachrichten erfahren haben, von der Expedition nach Chartum zurückgekehrt ist.

## Christentum und Ägypten.

Zweitausend Jahre vor Christi Geburt wanderte eine Familie von Sem, eines Sohnes Noes, abstammend von Ur in Mesopotanien aus. Dieselbe bestand außer Therah dem Haupte der Familie, aus dessen Sohn Abraham mit Familie, und Lot, einem Onkel Therahs. Die ganze Familie siedelte sich in Haran an, von wo Abraham nach dem Tode seines Vaters nach Kanaan zog, wo er sich bei Hebron auf dem Gebirge Juda niederließ. Hier wurde er Hebräer genannt und genoß als redlicher und gerechter Mann die Achtung der dortigen Bewohner. In Folge einer Hungersnot wanderte er nach Ägypten aus, kehrte jedoch bald wieder nach Kanaan zurück. Er diente Gott mit unerschütterlicher Treue und führte für seine Familie und Nachkommen die Beschneidung ein, zur Unterscheidung von den abgöttischen Völkern. Hiedurch bildete auch seine Familie ein geschlossenes Ganze, was für die Folge von großer Wichtigkeit war. Sein Urenkel Josef, der Sohn Jakobs, wurde von seinen Brüdern an madianitische (arabische) Händler verkauft, um sich an ihm für angebliche Angebereien, bei ihrem Vater zu rächen. So kam Josef nach Ägypten, wahrscheinlich in die Stadt Memphis. Dort wurde er Sklave Putiphars, des

Obersten der Leibwache. Durch den Haß der Gemahlin desselben in den Kerker gebracht, wurde er durch das richtige Lösen der Träume dem Könige bekannt. In der Folge erwarb er sich dessen Gunst in solchem Grade, daß er unter dem Namen Paphnuzophan (d. i. Ketter der Welt, Heil des Jahrhunderts) zum ersten Staatsbeamten erhoben wurde. In dieser Stellung kaufte er in den fruchtbaren Jahren große Getreidevorräte und ließ dieselben in den unfruchtbaren Jahren billig an die Landesbewohner ab. Während dieser Periode kam Josef wieder mit seiner Familie in Berührung (biblische Geschichte, Josefs Befreiung und Erhöhung u. s. w.), indem seine Brüder nach Ägypten gingen um Getreide zu kaufen. Nachdem er diesen verziehen, veranlaßte er, im Jahre 1847 vor Christi Geburt, seine Brüder mit ihrem Vater sich in Ägypten niederzulassen. Zu welchem Behufe er ihnen das Land Gosen, wahrscheinlich die jetzige Provinz Es-Scharfijeh, einräumte. Josefs Wirken in Ägypten hat sich in einer Sage der Einwohner von Fizzum sowie in dem Namen des in dieser Provinz befindlichen Josef-Kanals erhalten. Nach 460 jährigen Aufenthalt der Israeliten in Ägypten führte sie Gott durch Moses

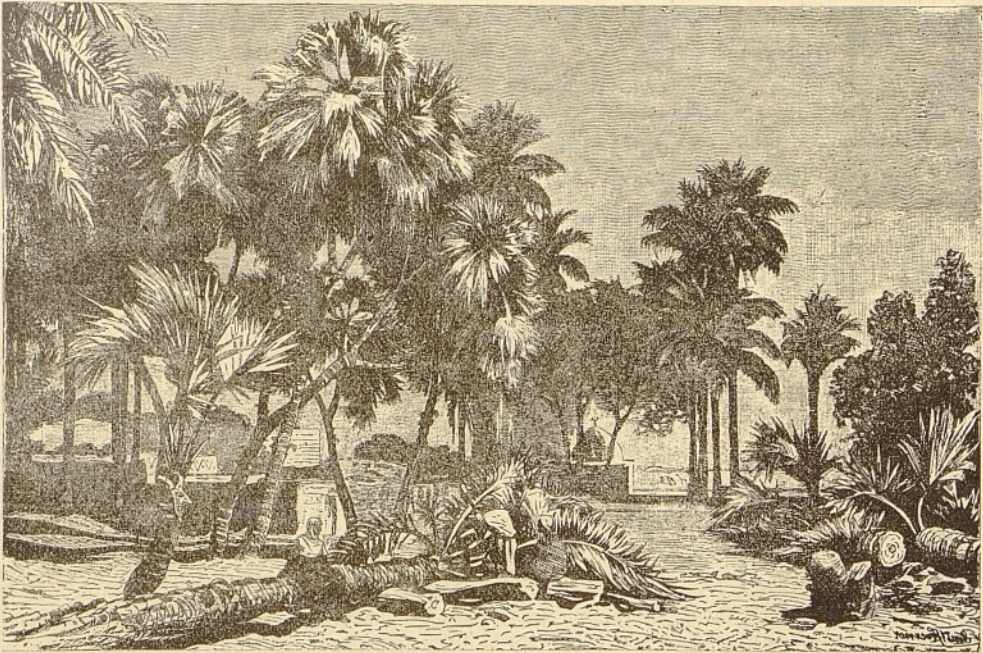
wieder aus dem Lande ihrer jekigen Bedrücker hinaus, nach Kanaan.

Im Jahre 315 vor Christi Geburt eroberte dann der ägyptische Statthalter Ptolemäus Lagi Jerusalem und schickte an 100.000 Juden, wie sie jetzt hießen, nach Ägypten, wohin ihnen viele freiwillig nachfolgten.

Aus diesen kurzen Notizen sehen wir schon, daß Ägypten und Israel — Juda — miteinander in

geschichtlicher und prophetisch-vorbildlicher Beziehung standen.

Als Jehova das Volk Israel vor Pharao als seinen Erstgeborenen erklärte und es dann mit mächtigem Arme aus Ägypten herausführte, sollte Israel sein heiliges Volk sein, aus dessen Stamm Juda der wahre Erstgeborene hervorgehen sollte. Dem kommenden Messias also verdankt Israel seine Rettung aus Ägypten. Dieses wollte den



Ein Palmenhain.

vorbildlichen „Erstgeborenen“ vernichten, jenes den wahren Erstgeborenen, dem es seine eigene Rettung verdankte.

Diese Untat Israels diente dazu, den missianischen Segen dahin zu lenken, wo der Fluch, welchen Noe auf seinen Sohn Cham gelegt, verjährt, und die Erlösungsgnade mit dem Volk zuerst in Berührung zu bringen, von dem auch der erste Kampf auf Leben und Tod wider das von Gott erwählte Volk ausgegangen war.

Es räumte daher Moses, mit prophetischem Seherblick begabt, den Ägyptern eine bevorzugte

Stellung ein. Während er alle anderen Völker von der Gemeinde Israels ausschließt, sagt er, der Israelit solle den Ägypter nicht verabscheuen, weil Israel selbst lange Zeit in dem Lande als Fremdling gewelt habe.

Der Prophet Isaias verkündete für Ägypten den endlichen Sieg des Jehova-Kultus (d. i. der wahren Religion des Mensch gewordenen Gottessohnes); dessen Keime waren Dank der fortwährenden Berührung der Ägypter mit den Israeliten bereits eingesenkt und entfalteteten sich in dem Blütenleben der ersten Kirche gerade an

den Ufern des Nils in fast wunderbarer Weise.

Dadurch erklärt es sich eigentlich von selbst, warum die heilige Familie gerade in Aegypten Zuflucht suchte und fand.

Diesem Werke der Gnade für Aegypten setzte das messianische Kind, da es aus Israel flüchtend die Schwelle Aegyptens betritt, die Krone auf.

Es ist ein frommer Wunsch jedes Christen, Näheres über den Ort und über die Zeit des Aufenthaltes der hl. Familie in Aegypten zu erfahren.

Nach der Überlieferung hielt sich die hl. Familie in der Landschaft Gosen auf, die, einst hochgesegnet, nun schon längst von der angrenzenden Wüste verschlungen ist. Hier mochte die heilige Familie lebhaft der Väter gedenken, welche in derselben Landschaft Jahrhunderte lang als Fremdlinge wohnten. Auch als sie weiter gegen das alte „Om“ gegen Heliopolis hin in die Nähe Memphis und des ehrwürdigen Nilstromes zogen, da waren sie noch auf dem Boden von Gosen. Hier im äußersten Winkel Gosens stand der berühmte Sonnentempel, das älteste Nationalheiligtum der Aegypter, wo zugleich mit dem Sonnender Stierdienst gepflegt wurde. Die Juden nannten Heliopolis „Om“ (d. i. Licht, Sonne). Schon Strabo (50 Jahre v. Chr. geb.) sagte, daß diese Stadt verödet sei. Auf den Ruinen dieser Hauptstadt des Gözendienstes stand zur selben Zeit ein Tempel dem wahren Gott geweiht. Hier ließ sich die hl. Familie nieder und nahm in einer halbverfallenen Säulenhalle Wohnung, der hl. Joseph baute eine kleine Vorhalle an diese Ruinen an, wodurch getrennte Räume geschaffen wurden.

Er arbeitete meist auswärts als Zimmermann, auch die hl. Jungfrau mußte durch Wirken, Spinnen und Flechten von Teppichen verdienen. Jedoch wurde die hl. Familie bald von hier vertrieben. Durch die Gözendiener wurden nämlich die Bewohner veranlaßt, der hl. Familie weiter keine Lebensmittel mehr zu geben, da sie daran schuld sei, daß die Gözen von ihren Altären fielen. Der hl. Joseph bepactete daher den Esel mit dem Wenigen und zog weiter nilaufwärts nach Matarea. Auch hier stürzten wieder die Gözen von den Altären. Sie wurden aber dennoch geduldet, da hier viele Juden waren. Die hl. Familie litt anfangs große Not, später erhielt

der hl. Joseph Arbeit, die Leute behandelten ihn aber mehr wie einen Sklaven und gaben ihm nur, was sie wollten, auch die hl. Jungfrau mußte wieder durch Handarbeiten zum Unterhalt der Familie mit beitragen.

Als Wohnung diente der hl. Familie dort ein dunkles Gewölbe, über welchem jetzt eine katholische Kirche steht, welche schon zu Zeiten der heiligen Helena erbaut worden sein soll. Wie später für ganz Aegypten, so war jetzt schon die hl. Familie ein Segen für diese Gegend, alle Bedrängten kamen zu ihr, um Trost und Hilfe zu finden, und sie ward ihnen auch in dem Maße zuteil, daß diese Leute in ihren Anliegen nur sagten: „Da gehen wir zum Jesukinde!“

Durch den Aufenthalt Jesu in Aegypten wurde so zu sagen dieses Land für ihn erobert, wie es sich denn auch dadurch auszeichnete, daß es gleich anfangs das Christentum begeistert annahm.

Hier waren die ersten mit Tausenden von Mönchen bevölkerten Klöster. Die Wüste ward bewohnt von Hunderten von heiligmäßigen Einsiedlern. In Alexandrien war die erste christliche Hochschule, an welcher der Apostelschüler Pantänus, sein Schüler, der hl. Klemens, und dessen Schüler Origenes lehrten.

So sehen wir Aegypten durch die Flucht des Jesukindes geheiligt, so daß es fast noch zum hl. Lande — Palästina — gerechnet wird und viele Pilger dorthin auch Aegypten besuchen, um die den Christen ehrwürdigen Orte dort zu besuchen, wozu in erster Linie auch der Marienbaum gerechnet wird.

Schön und sinnig ist die Sage von diesem Baume, unter dem bis heute die Pilger rasten, aus der nahen Quelle trinken und Laub und Wasser zum Andenken mitnehmen.

Die Legende lautet: Auf dem Weg von Heliopolis in der Nähe des heutigen Matarea hart am Rande der Wüste rastete die heilige Familie, ganz ermattet, unter einem wilden Feigenbaume. Besonders die hl. Jungfrau war ganz verschmachtet, so daß sie unmbglich weiter gehen konnte. In dieser Not betete sie zu Gott um Hilfe, darauf sprudelte ein paar Schritte vom Baume entfernt eine kräftige Quelle empor, an der sie sich labten und Maria das Jesukind wusch. Nachdem Joseph noch den Wassererschlauch gefüllt, zogen sie



wieder weiter. Der vom Wasser überflossene Raum bedeckte sich bald mit Grün, und es wuchsen dort viele Balsamtauden, so daß, als die hl. Familie wieder in die Heimat zog, sie sich schon an dessen Saft erquicken konnte.

Tatsächlich war um den Baum noch im Mittelalter eine herrliche Balsampflanzung. Jetzt steht er inmitten eines Gartens voll Palmen, Granaten, Orangen u. u. Im Jahre 1656 ist er zur Hälfte zusammengebrochen, da er seit Jahrhunderten hohl war. Er mißt 6 m im Umfang und ca. 8 m in der Höhe. Wenige Schritte davon ist eine tiefe Quelle, der sogenannte Mariabrunnen, von den Arabern Sonnenquell genannt. Das Wasser dieser einzigen Quelle in Unterägypten bleibt 3 m unter dem Boden und muß mit dem Schöpf-

rad gehoben werden, um den Garten zu bewässern u. u. Das Wasser ist außerordentlich frisch und versiegt bis jetzt nie.

Die Legende erzählt weiter: Als die hl. Familie von Matarea wieder abreiste, um in die Heimat zu ziehen, wurden sie von ihren Freunden, unter welchen mehr Heiden, als Juden waren, bis zum Marienbrunnen begleitet. Die hl. Familie hielt hier wieder Rast, sammelte sich Balsam für die Reise, füllte die Wasserfläusche und, nachdem sie sich noch gewaschen, zogen sie durch die Wüste. Jesus mußte meistens gehen, da er schon sieben Jahre alt war; und so wanderten Jesus, Maria und Joseph wieder nach Asien — nach Nazaret —, wo unser Erlöser sich auf sein Erlösungswerk vorbereitete. Joh. Schweiger.



## Die Nutzpflanzen Afrikas.

Afrika ist nicht besonders reichhaltig an Nutzpflanzen; selbst das tropische Afrika bietet den Menschen verhältnismäßig wenig Kulturpflanzen. Der größte Teil sind eben ungeheuer Steppenländer, die vielfach in große Sandwüsten übergehen, wie wir es im nördlichen Teile vom 16.—33. Grad n. B. und im Süden in der Kalaharie Steppe und Wüste sehen. Noch größere Länderkomplexe, die eigentlichen Tropenländer, sind mit Wäldern und unabsehbaren Grasflächen bedeckt und zwar so üppig, daß man sich ganz leicht im hohen Grase verbergen kann, wenn man verfolgt wird, andererseits aber auch die Raubtiere keine bessere Lauerstätte finden können.

Dazwischen nun liegen vereinzelt die meist großen Negerdörfer, bei denen sich dann je nach den Ländertischen verschiedene Pflanzungen befinden.

Die wichtigste Nutzpflanze, die Grundlage des gesamten Ackerbaues, bildet die Hirse in seinen drei hauptsächlichsten Arten (*Panicum distichum*, *Holcus sorghum* (Durra) und *Eleusine*). Die Heimat der Hirse, die über den ganzen Erdteil verbreitet ist, dürfte der Sudan zu beiden Seiten des Niger sein. Manche wollen ihn eingeführt sein lassen.

Eine nicht so häufige, aber viel wichtigere Nutzpflanze ist die Dattelpalme. Diese tritt besonders in der nördlichen Grenze des tropischen Florareiches

auf und dient einem großen Teil der dortigen Bevölkerung als fast einziges Nahrungsmittel. Sie ist der einzige Trost in der endlosen Sahara.

In Zentral- und Westafrika tritt auch besonders häufig die Erdnuß mit ihren knolligen, länglichen Hülsenfrüchten auf. Dazu kommen noch verschiedene Bohnen- und Erbsenarten, Melonen und Kürbisse.

Außer diesen echt afrikanischen Pflanzen sind noch die aus Amerika und Europa eingeführten von großer Bedeutung; so der sehr weit verbreitete Maniok, aus welchem die Neger Brot bereiten. Ebenso kamen Mais und Tabak aus Amerika. Europa lieferte Weizen und Gerste, die aber noch nicht besondere Verbreitung gefunden haben.

Aus Indien stammen die Bananen, die ganze Wälder bilden und von nicht geringer Bedeutung sind; ebenso die Kokospalme.

Diese aufgezählten Pflanzen dienen ausschließlich — der Tabak ausgenommen — als Nahrungsmittel. Wie der Tabak, so liefern auch der Hanf und im Sudan die Gurunuß narkotische Mittel.

Eine zweite Gruppe bilden jene Nutzpflanzen, deren Früchte größtenteils ausgeführt werden. Da ist in erster Linie die Ölpalme (*Elaeis guineensis*) zu nennen. Diese ist eine niedrige Federpalme und erstreckt sich, wie schon der Name *guineensis* andeutet,

auf den tropischen Westen, wo sie die wichtigste Nutzpflanze ausmacht. Sie liefert das Palmöl, den wichtigsten vegetabilischen Ausführungsgegenstand des tropischen Afrika.

In Liberia und Westindien ist besonders der Kaffeebaum heimisch; seine Frucht ist nur zu bekannt, als daß sie noch einer Anpreisung bedürfte.

Einigen Absatz hat auch das Kopalharz, das von lebenden und abgestorbenen fossilen Baumstämmen gewonnen wurde.

Im Atlasgebiete spielen vor allem die südeuropäischen Obstarten, der Ölbaum, der Opium liefernde Gartenmohn eine Rolle. Daß der Süden (Kapland) und der äußerste Norden vorzügliche Weine liefern, ist bekannt.\*

Manche Länderstriche sind wieder sehr pflanzenarm. Da nähren sich die Eingeborenen während des größten Teiles des Jahres von kleinen Früchten, Beeren, Knollen, Wurzeln, Kräutern und dem Marke mancher Bäume und Sträucher.

Andererseits haben die Neger vielfach die ungeschickte, aber recht charakteristische Sitte, zur Erntezeit beständig Feste zu feiern, zu essen und zu trinken, und wenn dann in wenigen Monaten alles aufgezehrt ist, dann heißt's fleißig fasten. Ebenso kann man es sich leicht erklären, wie schrecklich es sein

\*) Verschiedene afrikanische Weine sind durch die „St. Petrus-Claver-Sodalität“ zu beziehen (z. B. Salzburg, Dreifaltigkeit, 12.)

muß, wenn so ganz unerwartet durch andauernde Hitze und das Ausbleiben des regelmäßigen Winterregens eine Hungersnot hereinbricht oder wenn feindliche Stämme plündernd und verheerend einfallen und mit einem Schlage die ganze Hoffnung des ärmsten Volkes vernichten.

Zum Schlusse scheint es nicht unpassend zu sein, zum besseren Überblick eine allgemeine Einteilung der Floragebiete anzuführen, wie Drude sie gibt.

Der nördlichste Teil weist noch die südeuropäische Zone der Oliven-, Feigen-, Wein- und Mandelkultur auf. Daran schließt sich südlich das Wüstengebiet mit der Kultur der Dattelpalme und der subtropischen Cerealien. Darauf folgt der Bezirk des tropischen Savannenlandes mit Hirse, Reis, Zuckerrohr, Baumwolle und Bananen, der sich bis über den Kongo nach Süden erstreckt und fast ganz Madagaskar noch umfaßt. Dazwischen liegt noch an den feuchten Guineaküsten und im mittleren Kongobecken die Zone der feuchtheißen Kulturpflanzen mit der Ölpalme und dem Brotfruchtbaume.

Das ostafrikanische Hochland fällt in den vielfach trockenen Gürtel der Tropenkultur mit Bohnen- und Kaffeebaum. Im Süden liegt noch die Zone der subtropischen Steppen und regenlosen Wüsten und endlich noch eine gemäßigte Zone mit verschiedener Kultur an der Süd- und Westküste des Kaplandes mit Einschluß des südlichen Madagaskar. A. W.



## Aus dem Missionsleben.

### Maiblumen in Assuan.

Wie schlägt das Herz so freudig und das Blut, so wie fließt es doch schneller in unsern Adern, wenn der Mai kommt!

Einen Maimonat, wie in Europa, kann man sich hier in Afrika zwar unmöglich vorstellen: Eine Zeit, wo alles grünt und blüht, sich von neuem belebt und verjüngt, verherrlicht und gleichsam vergöttert, eine Zeit, die auch Halbtote wieder zum Leben erweckt, — da es hier beständig warm ist und, wohin das Wasser des Nils nicht reicht, weder im Winter noch im Sommer etwas wächst, doch: «Praestet fides supplementum sensuum defectui!» — Haben wir auch hier in Assuan jenen äußerlichen Trost nicht, so sorgt doch die Maienkönigin für ihre

Treuen und vergilt ihnen reichlich, was sie ihr und ihrem göttlichen Sohne zu lieb verlassen.

Es war eben der 1. Mai für mich ein Freuden-Wonne-Maientag. Warum? Zur größeren Klarheit will ich die Ursache aufspüren, kurz und bündig meine Geschichte erzählen und ihr mit den Worten: „Maria, ich taufe dich im Namen des Vaters und des Sohnes und des hl. Geistes.“ Amen die Krone aufsetzen.

Mehrere Negerdörfer liegen um Assuan herum. Wer sie besucht, weiß, wie viel Elend und Kummer diese Hütten bergen! Weiß, wie viele Arme und Kranke in und um dieselben herumliegen; doch was solche schon alles ausgestanden haben, kann, außer Gott und den Betreffenden, nur der wissen, der sie gerettet, aus dem Elend herausgeführt und später es aus ihrem Munde erfahren hat.

Auf der Straße eines dieser Dörfer lag schon seit fünf Monaten eine Frau, die bereits graue Haare hatte. Wenn unsere Schwestern an ihr vorübergingen, gaben sie ihr stets ein Almosen und, da sie in ihr ein gutes Herz fanden, ermahnten sie dieselbe mitunter zur Geduld und gaben ihr Hoffnung, daß es ihr einst besser ergehen würde.

So vergingen ein paar Monate. Eines Tages, als die Schwestern wieder um ein Almosen von ihr angesprochen wurden, hatten sie weiter nichts bei sich als ein Stückchen Holländer. Die Alte nahm es, drehte es dreizehnmal in den Händen herum und sagte ganz enttäuscht; „Aber was soll ich denn damit machen? Ich habe Hunger und ein großes Brot würde mir viel schneller helfen als dieses Spielzeug hier“. — Sie hatte eigentlich recht, doch die gute Schwester war auf ein solches Kompliment nicht vorbereitet gewesen.

„Gut“, sagte sie, „gut, willst du mit mir kommen, so sollst du Brot haben, so viel du bedarfst, auch sonst alles Nötige, du kannst immer bei mir sein und ich werde bemüht sein, so viel als möglich alle deine Wünsche zu erfüllen“.

Das war viel, sehr viel; sicherlich war ihr noch nie im Leben ein solches Anerbieten gemacht worden! Sie dachte ein wenig nach und sagte dann begeistert: „O ja, das wäre wirklich schön! Aber“, — fuhr sie nach einer Weile fort, „du kannst mich doch nicht tragen, da ich zu schwer bin und überdies auf einer Seite ganz lahm, was meinen Transport noch erschwert. Was sollen wir machen?“

Es war nicht das erstemal, daß die Schwester auf eine solche Schwierigkeit, wenn man es so nennen darf, gestoßen; die Sache machte ihr daher wenig Kopfzerbrechen. „Wenn einer oder zwei nicht genügen“, sagte sie sympatisch, „so lasse ich ihrer ein halbes Duzend kommen, welche dich nicht nur nach unserer Mission, sondern auch nach Kallutta tragen würden!“ Sie lachte. „Hast du keinen mehr auf dieser Welt, für den du sorgen mußt oder der Ansprüche auf dich hätte?“ — „Nein, mein Mann ist längst tot; ich hatte einen Sohn, welcher jedoch, nachdem ich alt und krank geworden bin, mich verlassen hat. Schon vier Jahre sind es, daß dies geschehen, und ebensolange krieche ich, halb lahm, auf den Straßen herum, Almosen bittend, wovon ich mich kümmerlich ernähre“.

Die Schwester sprach ihr Mut zu: „Bald werden deine Leiden, wenn nicht ganz zu Ende, wenigstens doch sehr gemildert sein. Heute kann ich nichts anderes mehr für dich tun. Der Tag neigt sich und ich muß heimfahren. Morgen werde ich wieder-

kommen, noch andere mitbringen und dich zu meiner und des lieben Gottes Wohnung führen!“

Hier sei einstweilen kurz bemerkt, daß die arme Bachita (dies war ihr Name) zwar manche Gebräuche und Sitten von den Mohamedanern angenommen, eigentlich jedoch weder dem Mohamedanismus noch einer anderen bestimmten Sekte angehört hatte; sie war eine Heidin im vollen Sinne des Wortes; jedoch vernünftig: Erkannte als höchstes Wesen einen Geist, Schöpfer aller Dinge, der das Gute belohnt und das Böse bestraft, und mußte, allem Anscheine nach, auch ziemlich dem Naturgesetze getreu gelebt haben.

Wie ihr versprochen, geschah am folgenden Tage. Ein lustiges Zimmer, zwar nicht reichlich möbliert, doch sauber und bequem, wurde ihr als Wohnung eingeräumt. Bachita fühlte sich wie im Himmel: Keinerlei Sorgen trübten nunmehr den Abend ihres Lebens. Öfters am Tage ging man sie besuchen und versorgte sie liebevoll mit allem.

Bald erkannte sie den Unterschied zwischen ihren früheren Gebräuchen und den unserigen; lernte unsere hl. Religion, obwohl sie selbe noch nicht kannte, schätzen und lieben und fing an, sich für dieselbe zu interessieren. In den Anfangsgründen wurde sie von den Schwestern unterrichtet. Sie war stets gelehrt und aufmerksam.

\* \* \*

Zwei Monate waren es, als ich nach Assuan kam, seit Bachita bei den Schwestern untergebracht. Etwas dauerte es auch, bis ich mich hier eingelebt und die hiesigen Verhältnisse besser gekannt hatte. So kam der Monat April. „Eine gute Alte haben wir da drüben“, hörte ich eines Tages, „sie ist noch nicht getauft und kann nicht in die Kirche kommen, weil sie auf einer Seite ganz gelähmt ist.“

„Wie? Was? Wo ist sie?“ frug ich, „möchte sie einmal sehen!“ — Sie heißt „Bachita“ (Fortunata?) Glück auf! Wenn es mir möglich und es Gottes Wille ist, soll sie bald wirklich die Fortunata-Glückliche sein! Doch glücklich unter dem Namen und Schutze der Glücklichsten und Gebenedeitesten unter allen, unter dem Namen Maria!

Noch am selben Tage ging ich sie besuchen. Auch auf mich machte sie zwar einen wehmütigen, doch guten Eindruck: Ihre Haare, zum Teil schon ausgefallen, waren ganz grau. Mit Hilfe der linken Hand konnte sie sich nur mühsam bewegen. Beide Schläfen waren tief eingefallen und auf jeder Wange hatte sie drei große Narben. Zuerst etwas schüchtern, bald jedoch vertrauensvoll schaute sie zu mir empor und fragte die ihr beistehende Schwester, wer ich sei und was ich wolle. „Ein guter Vater“, sagte jene,

„der dich glücklich machen und dir die Pforten des Himmels öffnen will!“

Bei diesen Worten leuchteten die Augen Bachitas heller auf, sie ergriff meine Hand und küßte sie von allen Seiten. Ich war tief gerührt. „Wahrlich, du sollst glücklich werden! Friede den Menschen

«Taieb! Taieb! Taieb!» . (gut, gut, gut!) antwortete sie ohne Bedenken: „Du machst mich glücklich und ich werde dir dankbar sein!“

\* \* \*



Schubflicker aus Afrika.

auf Erden, die eines guten Willens sind! Was Gott so vielen Großen, Stolzen und Weisen verborgen, das hat er dir bereits geoffenbart! — Bist du zufrieden, so komme ich von heute an jeden Tag dich besuchen; werde dich bei dieser Gelegenheit unterrichten und dir am ersten Mai feierlich die hl. Taufe spenden?“

Von nun an ging ich jeden Nachmittag zu ihr und, da ich wußte, daß man das Herz eines jeden Negers mittelst einiger Leckerbissen viel rascher gewinnt, suchte ich mich immer, so gut es eben ging, mit etwas Ähnlichem zu versehen. Das wirkte sofort! «Abuna taieb, Abuna daïman Bakschisch; ana nahébbaho!» (der Vater ist mir gut, bringt

mir immer etwas mit, und deshalb habe ich ihn gern!) sagte sie zur Schwester, wenn ich mich entfernt hatte. „O ja!“ sagte jene, „Du mußt aber auch gut sein und alles tun, was er dir sagt!“ — So verging ein Tag nach dem andern; Bachita war gelehrt. Viel konnte ich ihrem schon mit Moos bewachsenen Schädel zwar nicht zumuten, doch das Wenige, was ich ihr jeden Tag erklärte, blieb glücklich sitzen. Ich erinnere mich nicht, ihr eine Sache mehr als dreimal gesagt zu haben, bis sie es verstanden. Oft fragte sie mich, wann ich ihr das versprochene heilige Wasser bringen und über den Kopf gießen würde? Sie sei ja bereit, alles zu glauben, was ich glaube. Auch bereue sie alle ihre früher begangenen Sünden. Einmal davon rein gewaschen und Marienkind geworden, wolle sie ja keine mehr begehen. Ein Herz-Jesubildchen, das ich ihr einst geschenkt, hatte sie unter ihr Kissen gelegt. Oft nahm sie es in die Hand, küßte es herzlich und berührte damit ihren steifen Fuß, indem sie sprach: „Oh! wenn er jetzt nicht wieder gut wird; gewiß, es kommt der Tag, an dem ich wieder ganz gesund, jung und flink werde; dann werde ich nie mehr krank werden und auch nicht mehr sterben. — Vor ihr an der Wand hing ein Bild der Unbefleckten Empfängnis. Ich hatte sie gelehrt, so oft ich ihr etwas brachte, zuerst dem hhl. Herzen Jesu, sodann der Unbefleckten und zuletzt auch mir dafür zu danken. Das tat sie auch gewissenhaft. Da ich ihr gewöhnlich am nächsten und mehr in die äußern Sinne fiel, kam es vor, daß sie mir zuerst danken wollte, doch sobald sie sich ihres Irrtums verjah, verbesserte sie ihn. Kurz gesagt: „Schon damals war sie eine schöne Seele!“

Am Vorabende des schönen Maienmonates ging unserer Oberer mit mir zu ihr, um zu sehen, ob sie denn auch wirklich genügend vorbereitet sei. Er war vollkommen zufrieden, und ich verordnete das Nötige für die Feier des folgenden Tages.

Die guten Schwestern hatten für Bachita ein neues, ganz weißes Gewand gemacht. Als sie es am Morgen bemerkte, wollte sie es sogleich anziehen, da man ihr gesagt hatte, daß durch die hl. Taufe ihre Seele ebenso weiß würde. Das ging jedoch nicht; man wollte sie trösten, daß es ja doch nur mehr wenige Stunden dauern würde; umsonst. Eine so gute, arme Alte weinen zu sehen, wollte mir auch nicht gelingen, und so wählten wir ein Mittel ding: Sie durfte zwar das weiße Kleid schon anziehen, mußte jedoch bis zur vorgeschriebenen Zeremonie ihr schwarzes noch darüber nehmen.

Zwei Uhr nachmittags sollten die Zeremonien be-

ginnen. Bachita wartete mit Sehnsucht in einem benachbarten Zimmer auf den Anfang. Durch einen unvorhergesehenen Zwischenfall — der hochw. P. Besozzi wurde nämlich fast zur selben Zeit auch zur Spendung einer hl. Taufe auswärtig gerufen, und so mußten wir sehen, wie wir mit dem hl. Öl zu recht kamen — kam ich etwas zu spät. Wie leid mag das Bachita getan haben! — Verschiedenemale hatte sie schon die Schwestern gefragt, ob ich denn wirklich nicht käme; ob der liebe Gott nichts mehr von ihr wissen und ihre Seele nicht weiß machen wolle. — Zimmer von neuem bereute sie alle ihre Sünden und beteuerte fest, an den lieben Gott und alles, was er geoffenbart, glauben, auf ihn hoffen und ihn lieben zu wollen. — Als ich endlich kam, fand ich sie wie entzückt: sie küßte mir die Hand, bat mich, schnell zu machen und ihr das schwarze Kleid wegnehmen zu wollen. Ich begann die Zeremonien. Sichtlich bewegt, folgte sie allen meinen Bewegungen. Mutig antwortete sie auf alle meine Fragen: Selbstverständlich will ich vom Teufel, von allen bösen Geistern und ihren Werken nichts mehr wissen! Da die Fragen verschieden und mitunter eine der andern gleich war, kam sie mitunter in Verlegenheit, ob sie auch richtig geantwortet habe. Dann sagte sie: „Ich will alles, was der liebe Gott und du willst! Ist das genug?“ Aus Ehrfurcht vor der hl. Handlung hielt sie die ihr zur Verfügung stehende Hand immer schön und ruhig auf der Brust. — Jetzt führte ich sie in die Kirche ein. Niemals in ihrem Leben hatte sie so ein Gotteshaus gesehen, weshalb der Rest der Zeremonien ihr einen doppelt tiefen Eindruck machte. Als ich ihr nachher die brennende Kerze reichete, konnte sie sich nicht enthalten, der ihr beistehenden Schwester ins Ohr zu flüstern: „Ist das der Stoch, womit der liebe Gott die Bösen prügelt?“ — „Ja!“ sagte die Schwester kurz, um durch eine weitere Erklärung, die sie ihr ja auch später noch geben konnte, in diesem Augenblicke nicht zu stören. In gewissem Sinne war es ja auch so: Das Licht verscheucht die Finsternis! Ich nahm ihr auch das schwarze Kleid weg, und nun war das Maß ihrer Freude voll! Sie war glücklich, ein Erbe des Himmels, ein Marienkind in zweifachem Sinne zu sein. Doch auch ich war nicht minder glücklich, als ich, das Taufwasser über ihr Haupt gießend, sprach: „Maria, ich taufe dich im Namen des Vaters, des Sohnes und des hl. Geistes!“ Amen.

P. Bernard Zorn, F. S. C.

(NB. Siehe auch auf den Umschlag.)

\* \* \*

## Ein junges Opfer der Sklaverei.

(Aus einem Briefe des hochw. P. Goria.)

Sehen hatte ich den Bau unseres kleinen Kranken-  
hauses zu Ende geführt und dachte daran,  
möglichst bald einige Kranken dort unterzubringen,  
als mir ein zehnjähriges Mädchen zugeführt wurde.  
Ihr ganzes Gesicht war von einem gräßlichen Ge-  
schwür entstellt, das nur  
allein die Augen verschont  
ließ. Ein unglückliches  
Kind! Es war geboren  
in den Bergen der Kofi  
und hatte gehört von den  
Weißen der Mission U.  
L. Fr. vom Siege, daß sie  
immer bereit waren, auf  
die Wunden Balsam zu  
gießen und daß sie ein  
Mittel besäßen für jedes  
Uebel. Gestützt auf diese  
Nachrichten, machte es sich  
auf und ging zu dem  
Hause der Mission. —  
Die Geschichte dieses Kindes  
ist nicht verschieden von  
der jener andern armen  
Sklaven Afrikas. Weg-  
gerissen von dem Mutter-  
herzen, wurde es an Seines-  
gleichen verkauft.

„Mein Herr,“ so lauten  
seine Worte, „hatte keinen  
Funken Mitleid mit mir.  
Wann ich vom Walde  
zurückkehrte, war mein  
Bündel Holz immer zu  
leicht: diese meine Schuld  
wurde mit Stockschlägen  
gesühnt; wann ich vom  
Flusse zurückkam, war das  
Wasser, das ich brachte,  
immer zu wenig, und das  
trug mir neuerdings Stock-  
schläge ein. Zu Hause wie auf dem Felde ver-  
langte man von mir eine Arbeit, wie sie kaum ein  
erwachsener Mann zu leisten imstande ist. Und wenn  
ich, durch die Mißhandlungen entkräftet, zu Boden  
sank, so war wiederum ein heftiger Stockschlag das  
einzige Mittel, das mich bewegen konnte, meine Bürde  
wieder auf mich zu nehmen.“

„Du Elende, bedenke wohl“, donnerte mich mein  
Herr mit furchtbarer, finsterner Miene, nachdem er

mich geschlagen hatte, an, „wenn Du Dich unzufrieden  
zeigst, so werde ich Dich hinausstößen in den Wald,  
wo Du von den Hyänen aufgefressen wirst!“

„Schau' her, o Vater, meine Wunden! Zähle sie,  
wenn Du kommst!“ In der That, die Glieder dieses  
armen Kindes trugen offenbare Kennzeichen einer  
tierischen Behandlung.

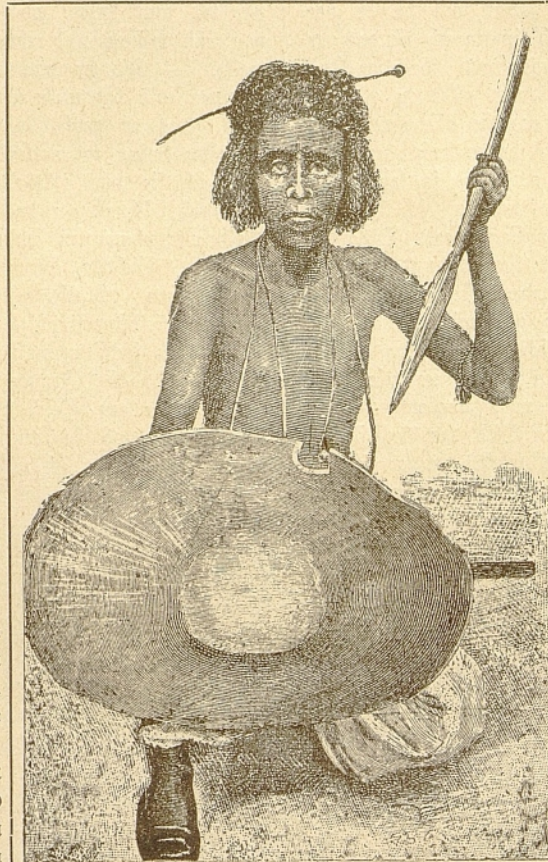
„Er konnte nicht mehr fortfahren, mich so zu be-  
handeln,“ erzählte es weiter,  
„und er erwartete den Tod,  
der mich von diesem großen  
Leiden erlösen sollte. Da  
hörte ich Nachrichten über  
Euch. Wenn es mir ge-  
lingt, dorthin mich zu  
schleppen, dachte ich bei  
mir, bin ich gerettet.“

„Und siehe, o Weißer,  
jetzt bin ich da, nimm  
mich auf wie eine Sklavin,  
behandle mich wie Du  
willst, nur schicke mich nicht  
zu meinem Herrn zurück!“

Der Schutzengel hatte  
es hieher geführt. Ich  
übergab es der einstweiligen  
Leiterin des kleinen Spitals,  
Monika. Die nunmehr im  
Hafen der Freiheit ange-  
langte Sklavin hatte die  
Ehre, unser erster Pfleg-  
ling zu sein.

Heute führt Sabadu,  
so hieß das Mädchen, den  
Namen Agnes. Um ihren  
Hals trägt sie ein kleines  
Kreuz und den Rosen-  
kranz, die Merkmale eines  
Christen. Sie gereicht allen  
wegen ihrer Frömmigkeit  
zur Erbauung. Heiter  
und erst mitten unter den  
Kranken, die einesteils  
weinen, andernteils große

Leiden erdulden und neben ihr sterben, erträgt sie  
in Gleichförmigkeit mit Gottes Willen die Schmerzen  
ihrer Krankheit, die an ihrem Leben nagt, und er-  
wartet jene glückliche Stunde, welche ihr die Pforten  
des ewigen Lebens öffnen wird. Anfangs machten  
sich, leichtfertig, wie die Knaben von Natur aus  
sind, die kleinen Neger über sie lustig und  
lachten sie aus: „Siehe, o Sabadu,“ sagten sie,  
„Du hast ja keine Nase und einen so abscheulichen



Ein Hadendoa (Stamm des östlichen Sudan).

Mund, der alle Menschen verschlingen zu wollen scheint!"

Darauf antwortete sie lächelnd: „Was habt Ihr andern da zu lachen, im Paradiese werde ich eine schöne Nase und einen viel schönern Mund erhalten, als der eurige ist!"

\* \* \*

## Die Prüfungen der verlobten Mädchen bei den Uabemba.

**Ein Monat der Zurückgezogenheit.** Bei den Uabemba geht das Heiraten nicht so leicht und fordert große Opfer für die angehende Frau. Bevor sie mit ihrem Manne zusammenkommt, muß sie einen Monat in Zurückgezogenheit verbringen; eine Zurückgezogenheit, welche nichts gemein hat mit den geistlichen Übungen des hl. Ignatius. Sie besteht darin, daß die Verlobte unter der Aufsicht und Leitung einer Frau, die mit der Heranbildung des Mädchens zum Ehestande betraut ist, eine Reihe von immerhin seltsamen, oft sehr verwickelten Prüfungen durchmachen muß. Dies alles, sagen die Neger, geschieht deswegen, um sie vorzubereiten, damit sie nachher für den Mann eine gehorsame Dienerin sei, damit sie ihm als ein gelehriges und freundliches Werkzeug zu Gebote stehe.

Um diesen Zweck zu erreichen, wird die Verlobte von ihren Genossinnen getrennt und in eine Hütte eingeschlossen, aus der sie nur verhüllt und in Begleitung ihrer Lehrmeisterin heraustreten darf. Der Zutritt zu den Spielen und öffentlichen Tänzen ist ihr untersagt. Die Frauen pflegen gewöhnlich am Brunnen, aus dem sie für ihre Familie Wasser schöpfen, zusammenzukommen. Da geht es natürlich lebhaft zu und man unterhält sich mit kleinlichen, alles Mögliche berührenden Schwätzereien. Und dieser für die Frauen so willkommene Ort ist für sie unzugänglich. Ebenso ist ihr keine Teilnahme an dem gesellschaftlichen Kreise gestattet, der sich täglich um die großen Marktschreier des Stammes schließt. Im Stillschweigen und allein nimmt sie ihre Speisen zu sich. Mit einem Worte, sie muß ein Einsiedler-Leben führen, und ein jeder, der das freie und leichte Leben der schwarzen Frauen kennt, kann sich wohl vorstellen, wie peinlich eine so unliebame Zurückgezogenheit für sie sein muß. Doch unterzieht sie sich, obgleich sie früher nie eine starke Hand über sich gefühlt hat, dieser Anstrengung ohne große Widerseßlichkeit, da es eben die Gewohnheit so verlangt, und die Sitte legt ihre harten Gesetze

ebenso den wilden Söhnen der Natur auf, wie den Zivilisirten.

Deshalb ist die Eintönigkeit dieses Einsiedlerlebens unterbrochen durch die Ausübung bestimmter Vorschriften, die alle bis ins Kleinste streng zu beobachten sind.

### Die Überwindung der Schwierigkeiten. —

Die erste dieser Übungen ist der Lauf gegen aufgestellte Hindernisse. Um das bewerkstelligen zu können, wird die Hütte gleichsam in einen Zirkus verwandelt. Seine runde Form paßt übrigens sehr wunderbar zu diesem Gebrauch. Es werden vier Querbalken errichtet und die Verlobte wird aufgefordert, den Lauf zu beginnen. Sie muß diese Hemmnisse überwinden, bald oben darüber springend, bald unten durchschlüpfend, aber ohne dabei auch nur im geringsten die Balken zu berühren. Diese liegen frei in den, an den senkrechten Pfählen angebrachten Holzgabeln.

Wenn das erstemal die zukünftige Frau noch nicht die hinreichende Geschicklichkeit besitzt, um alles nach den Vorschriften auszuführen, so wird ihr der Mißerfolg noch verziehen. Aber wenn einmal die für diese Übungen festgesetzte Zeit zu Ende geht und wenn die Verlobte immer noch so ungeschickt ist, wie am Anfang, so nimmt man zu wirksamen Mitteln die Zuflucht, um sie nach den Regeln springen zu machen. Wenn nämlich das junge Mädchen in ihrem Laufe bei den Querbalken angelangt ist, so wird ihr im gelegenen Augenblick schon Hilfe zuteil. Ein gut angemessener Peitschenhieb bringt gewöhnlich die wunderbarsten Wirkungen hervor.

### Eine dornenreiche Aufgabe. —

Wenn die Verlobte ehrenvoll die erste Prüfung im Laufen besteht, so schreitet sie unverzüglich zur Lösung der zweiten Aufgabe. Diese besteht darin, mitten durch einen Kreisring zu kommen, dessen innere Seite mit hölzernen Spitzen und Dornen übersät ist, die mit Stacheln vom Stachelschwein verflochten sind. Vorerst beginnt sie den Kopf mit großer Vorsicht hineinzustecken: sie versucht es mehrere Male, und endlich beginnt sie von neuem, schiebt den Kopf durch und begrüßt mit diesem dornenvollen Ring um den Hals hierauf die Zuschauer, welche auf dem Boden herum sitzen. Wenn es ihr gelingt, den Ring bis zu den Füßen hinabzuschieben ohne Ritzen der Haut, so werden ihr heftige Beifallsrufe zuteil. Aber wenn sie sich Verletzungen zuzieht und verwundet wird, dann erhebt sich die Lehrmeisterin, tadeln sie und zwingt sie, von neuem das Kunststück vorzunehmen

**Vom Guten zum Besseren.** — Ist das vollbracht, so werden ihr als Riſſchen oder vielmehr als Unterſatz grüne Blätter auf den Kopf gelegt. Sie erhält einen Topf, der ganz mit Waſſer gefüllt iſt, welchen ſie auf ihr Haupt ſtellt. Jetzt muß ſie tanzen. Draußen ſchlägt einer die Trommel und gibt damit den Takt zum Tanze. Innen folgt das Mädchen in ihren Bewegungen genau dem Takte der Trommel; ſie ſchlägt mit ihren Händen herum und berührt leiſe mit ihren Füßen den Boden.

zu rupfen hat, jedoch mit einer ſolchen Geſchicklichkeit, daß ſie dieſelbe nicht nur nicht tötet, ſondern ſo, daß die Henne nicht einmal einen Schrei ausſtößt. Während ſie dieſes Geſchäft verrichtet, kommt wieder ihre Alte daher und gibt ihr weiſe Lehren: „Du mußt Dir denken, daß Du in dem Hauſe, wohin Du gehen wirſt, ebenſo gerupft wirſt, wie dieſe Henne. Siehe wohl zu, daß Du nicht den Frieden ſtörſt durch unnützes Schimpfen und Jammern.“ Die Sitte verlangt, daß bei dieſen Worten die Ver-



**Eingeborener zieht ein getötetes Krokodil ans Land.**

Anfangs bewegt ſie ſich leicht und ſehr langſam; nach und nach aber beſchleunigen ſie die Bewegungen bis zur äußerſten Schnelligkeit dieſer Kunſt, die darin beſteht, möglichſt ſchnell um die Hütte herumzutanzten, bei beſtändigen gleichzeitigen Drehungen um ſich ſelbſt. Fällt der Waſſerkrug dabei herab und zerbricht er, was ſo ziemlich immer vorkommt, ſo wirft ſich die Tänzerin vor ihrer Lehrmeiſterin auf die Knie nieder und bittet um Nachſicht; ſie reicht ihre Schultern der Meiſterin dar, die ihr mit rauhen Nuten den Rücken ſtreichelt.

**Eine ſinnbildliche Prüfung.** — Die letzte Übung, welche auch bei den Unempfindlichſten eine Gänſehaut erzeugt, iſt die ſchwerſte von allen, wegen ihrer ſinnbildlichen Bedeutung. Die Verlobte muß ſich nämlich auf einen Schemel vor ihrer Hütte niedereſetzen. Man reicht ihr eine Henne, welche ſie

lobte in Tränen ausbreche. Gewiß keine hätte Unrecht, das auch wirklich zu tun; denn der Ausblick in eine ſolche Zukunft iſt wenig ermutend, und der Himmel, den man ihr dazwiſchen durchſcheinen läßt, iſt wohl eher mit allem Andern, als nur nicht mit Roſen beſät.

Am Tage der Hochzeit legt die Schwiegermutter des Gemahls dieſem einen Nutenbündel in die Hände und dieſer ſchlägt mit demſelben viermal auf den Rücken ſeiner Lieben. Und um ſich zu verſichern, daß ſie gut herangebildet worden ſei, ebenſo auch viermal auf die Füße, und zum Schluſſe reiſt er ihr auch viermal einen Schopf Haare aus dem Scheitel.

Wenn das Mädchen das alles erträgt, ohne einen Laut von ſich zu geben, ſo iſt ſie fähig, die Frau des Mannes zu werden. Aus den „Missions d'Afrique des Pères Blancs. n. 164.“



## Das Bier bei den Negern Zentralafrikas.

Wie erstaunt nicht der deutsche Missionär, wenn er in die entlegensten Winkel der Erde kommt und da — kaum glaublich — fast ebenso gutes Bier findet, wie in der Heimat, wenn er sieht, wie die Kunst, diesen Trank zu brauen, selbst von unseren schwarzen Brüderlein im Innerefrika ausgeübt wird! So schreibt z. B. ein Vater: Das Bier ist hier ganz vortrefflich und ziemlich stark. Es ist unglaublich, welche Quantitäten die Neger, — zwar nicht hinter die Binde gießen, weil sie solche nicht tragen, sondern durch ihren stets glühend durstigen Schlund fließen lassen. Es ist das Lieblingsgetränk aller Negerstämme. Einzelne, wie die Warundi (Deutsch-Ostafrika) trinken das Bier nicht in vollen Zügen, sondern schlürfen es immer durch einen dicken Strohhalm. Jeden Augenblick tauschen die Neger gegenseitig die vollen Bierkrüge zum Zeichen der Freundschaft aus. Macht man Besuch, so ist das erste Bier; will man recht vertraulich sein, so trinkt man mit einander Bier; wollen Glieder verschiedener Familien ein Fest feiern, so ist wieder die Hauptbedingung: Bier, Bier und wieder Bier. Will man aber im Gegenteil seine Abneigung gegen jemand ausdrücken, so trinkt man nie und nimmer mit ihm zusammen. So trinkt z. B. ein Mutna niemals mit Watutsi oder Warundi zusammen Bier.

Höchst interessant ist es, wie diese Warundifrauen das Bier bereiten. Die Herstellung beruht auf den nämlichen festen Prinzipien wie die Bereitung des europäischen Bieres. Die Neger von Innerefrika kennen vier Sorten.

Darunter ist besonders beliebt das Bananenbier. Man pflückt die Bananen noch grün und bringt sie künstlich zur Reife in einem Erdloch, einer Art unterirdischem Ofen, worin man vier bis fünf Tage lang ein Feuer durch Verbrennen von trockenen Blättern unterhält. Dann wird der Ofen geöffnet und die Bananen reif hervorgezogen, enthüllt in einen Trog gebracht und mit feinem Grase bedeckt. Die Negerin legt auf Dieses die beiden Hände und drückt die Früchte aus, bringt den Saft durch Beimischung von Sorghomehl zum Gären, und in vier bis fünf Tagen ist das Bier trinkfähig.

Eine zweite Art ist das Bier aus Sorgho, einer Getreideart, die zum Aufschwellen und Keimen gebracht wird, zuerst in kaltem Wasser, dann in einem Korbe, hierauf der Sonne ausgesetzt und auf einem Steine gemahlen, sodann in siedendes Wasser geschüttet und beständig umgerührt wird; nach seiner Abkühlung durch kaltes Wasser und Vermischung mit ein klein wenig faurem Bananenbiere ist das Sorghobier fertig.

Sodann kennen die Neger ein sogenanntes Süßbier. Dieses ungegohrene Bier ist einfach Wasser mit Beimischung von Bananensaft, der die Flüssigkeit in einigen Tagen sauer macht. Es ist ein ausgezeichnetes Getränk, frisch, gesund und angenehm säuerlich, schäumt wie Champagner, hat genau dessen Geschmack und ist von ihm fast nicht zu unterscheiden. Indes wird dieses Bier nur von den Frauen, Kindern und Kranken getrunken, die gefunden Männer verschmähen es als zu süß und ihrer unwürdig.

Die vierte und letzte Art von Bier endlich ist ihr Meth. Es werden vier Fünftel Wasser und ein Fünftel Honig zum Kochen gebracht und etwa drei Tage am Feuer stehen gelassen. Nach der Abkühlung ist das Getränk fertig.

Also auch unsere Naturkinder erfreuen sich der vermeintlich bloß uns vorbehaltenen Genüsse. Freilich die Schattenseiten des Guten bietet auch bei ihnen wie bei uns ein trauriges Bild sozialen Elendes. Denn bei ihrer jähzornigen Natur trinken die Neger selten einen Krug miteinander, ohne sich zu streiten und zu schlagen, wobei es oft zu blutigen Zänkereien, ja sogar Mordtaten kommt.

\* \* \*

## Barua.

Im Leben des Schwarzen bildet der Barua oder „Brief“ eine wichtige Rolle. Wenn ich das Wort mit Brief überseze, so habe ich damit dessen Bedeutung nicht ganz erschöpft. Wir Europäer nennen Brief nur eine Mitteilung, die wir einer Person schriftlich zukommen lassen, und zwar muß diese Mitteilung verschlossen sein. Selbst da gibt es noch Einschränkungen. Eine Rechnung nennen wir keinen Brief, Akten und amtliche Schriftstücke bezeichnen wir ebenfalls nicht mit dem Worte Brief, und eine Postkarte ist auch kein Brief. Nicht so macht es der hiesige Neger. Bei ihm ist alles Geschriebene ein Barua, ja noch mehr, es ist ihm alles Barua, was von der Post kommt, wenn es auch schließlich nur Druckfachen sind. Jeder kleine Zettel und Feszen, der beschrieben ist, wird ebenfalls mit Barua bezeichnet. Damit will ich aber keineswegs sagen, daß nicht besser unterrichtete Neger zwischen einer „Seitung“ (Zeitung), einer habari ya sim (Telegramm), einer hisabu (Rechnung), einem cheti (Bescheinigung) usw. und einem gewöhnlichen Briefe unterscheiden können. Beim Volke aber gibt es diese Unterschiede nicht oder nur in verschwommener Weise.

Das aber weiß jeder Neger, daß man mittelfst einer Barua einem anderen etwas mitteilen und etwas auftragen kann, daß also einem Barua eine gewisse Kraft inne wohnt. Der Barua ist ihm ein Schlüssel und Zauberstab zum Herzen eines andern. Es ist darum erklärlich, daß unsere Neger zur Befräftigung irgend eines Auftrages sich einen Barua erbitten.

„Kann denn der lesen?“ fragte ich schon oft. — „Nein!“ — „Was tust Du dann mit dem Barua?“ — „Ja, wenn er ihn sieht, dann fürchtet er sich und tut, was ich sage.“

Ganz natürlich muß ich, damit kein Mißbrauch getrieben wird, den Barua in einem solchen Falle verweigern. Oft aber weiß ich, daß in dem betreffenden Dorfe oder nahe dabei ein des Lesens kundiger Christ wohnt, dann kann ich ruhig einen Barua schreiben. Es fiel mir schon oft dabei auf, daß der Neger offene Briefe als minderwertig ansieht. Andikia tena bahasha, beschreibe auch ein Kuvert, sagen sie da. Drücke ich dann noch den Stempel mit dem Kreuz darauf, dann ist Freude und Staunen. Freude, weil jetzt noch ein Zeichen auf dem Briefe ist, und Staunen, weil dieses Zeichen so schnell und schön gemacht werden kann.

Daß ein mit einem amtlichen Stempel versehenes Schreiben auch bei Europäern Ansehen genießt, ist auch den meisten Negern bekannt, und sie kennen ganz gut den «chapa cha ndege», den Stempel des Bogels oder den Reichsadler, der hier überall den amtlichen Stempel schmückt.

Eines Tages erlebte ich folgende Geschichte: Als ich abends heimkomme, liegt ein halber Bogen Papier auf meinem Tisch, der Rest irgend einer amtlichen Mitteilung an einen Europäer. Der obere Teil ist abgeschnitten, der untere Teil, der Schluß, mit dem amtlichen Stempel versehen. Ich besehe das Papier und denke, „das hat irgend ein Knabe gefunden und aus Achtung vor dem Stempel mir auf den Tisch gelegt“. Damit lege ich den wertlosen Fetzen an seinen richtigen Ort, unter den Tisch in den Papierkorb. Einige Wochen später kommt einer meiner Leute zu mir und fragt mich, ob ich seinen Barua erhalten. „Ich weiß nichts davon. Wem hast Du den Barua gegeben?“ — „Dem Umballa!“ — „Rufe ihn!“

Er kommt. „Hat Dir dieser einen Barua gegeben?“ — „Ja!“ — „Wo hast Du ihn hingetan?“ — „Ich gab ihn dem Bruder!“ — „Gut, rufe den Bruder!“ Nun stellt sich heraus, daß der betreffende Barua nichts anderes war als jener gestempelte halbe Bogen, den ich in den Papierkorb geworfen. Der Bruder hatte vergessen, mir die

Sache mitzuteilen. Zum Unglück war unterdes der Papierkorb entleert worden und der Bogen verschwunden. Das war mir nicht lieb, denn dieser halbe Bogen hatte einen Schuldschein über einige Rupies darstellen sollen. Statt eines richtigen Schuldscheines hatte der Schuldner seinem Gläubiger nur den gestempelten Bogen gegeben und später entstand wegen Zurückzahlung Streit und zur Prüfung hatte man mir den angeblichen Schuldschein geschickt. Die beiden haben sich schließlich dann doch noch geeinigt. Aber man sieht; der Barua spielt eine bedeutende Rolle.

An den Militärstationen und beim Bezirksamtman, der den wichtigen Namen bwana shauri, „Mann der Beratung“ trägt, sind schwarze Polizeisoldaten angestellt. Diese, obwohl gut unterrichtet in ihrem Dienste, haben doch auch Respekt vor jedem Barua. Das wissen die Schwarzen. Steht darum ein Neger zu einem Europäer in einem Dienstverhältnis oder wie bei der Mission im Verhältnis eines Kindes zu seinem Vater, so sucht er, wenn er etwas mit dem bwana shauri zu verhandeln hat, einen Barua zu erlangen, damit der Askari (Soldat) ihn eher vorlasse. Mancher Schlingel meint schließlich auch, des Europäers Brief könne die Entscheidung am Bezirksamt beeinflussen. Diese Ansicht suche ich gründlich auszurotten. Der Neger ist zufrieden, wenn er nur eine Bescheinigung hat, daß er so und so heiße und da und dort wohne und diese und jene Angelegenheit verhandeln wolle. Hat aber einer gestohlen oder sonst sich ein Vergehen zu schulden kommen lassen und man bringt den Übeltäter zu mir und ich sage, was bei Rückfälligen stets geschieht: «mpelekeni shaurini», „bringt ihn zur Verhandlung“, und ich setze mich dann hin und schreibe das notwendige Begleitschreiben, so ist ein solcher Brief gefürchtet, denn die Hiebe — meist 15 — die der Taugenichts empfängt, brennen schon im voraus, und gerade das ist oft die beste Medizin, die der Barua vermittelt.

Viel lieber als solche Uriasbriefe trägt aber der Negerknecht einen Brief zum bwana shauri oder homani (zur Festung), der ihm die Freiheit bringen soll.\* Bei dieser Gelegenheit möchte ich die in Europa viel verbreitete falsche Meinung berichtigen, daß es hier dem Sklaven so schlimm ergehe. Unter der deutschen Regierung ist ein sehr großer Um-

\*) Ein kleiner Brief, Zettel, heißt mit Vorsehung der Verkleinerungsstufe kibarua. Da nun die Tagelöhner früher sehr häufig einen Zettel, kibarua, erhielten, auf Grund dessen ihnen der Lohn ausbezahlt wurde, so ging der Name des Zettels auch auf den Arbeiter über, so daß man heutzutage das Wort kibarua fast nur mehr in der Bedeutung Tagelöhner gebraucht.

schwung zum Besseren eingetreten. Der frühere Sklavenraub im großen Stile mit Mord und Brand hat gänzlich aufgehört, und es liegt im eigenen Interesse des Herrn, seinen Sklaven nicht durch harte Behandlung zur Arbeit untauglich zu machen. Ausnahmen gibt es ja. In solchen Fällen verliert aber der Herr sofort seinen Sklaven, indem die Behörde ihm einen Freibrief ausstellt. Andererseits weiß ich jedoch auch einen Fall, daß ein Sklave die ihm winkende Freiheit sogar verschmähte. Der Loskauf von Sklaven ist viel seltener als sonst, und wird wohl bald ganz aufhören. Denn die Aufhebung der Sklaverei ist nur noch eine Frage der Zeit. Manche meinen, es sei noch zu früh, manche meinen, man brauche so viele Rücksichten gegen unsere arabischen Sklavenhalter nicht walten zu lassen, daß man mit der Aufhebung noch zögere.

Wegen des Ansehens, daß ein Barua genießt, ist dem Eingeborenen, der nicht selbst schreiben kann, jeder ihm übergebene beschriebene Fetzen etwas Außergewöhnliches, das er mit großer Sorgfalt aufbewahrt. Da nun Hosen und Rock zwar nicht unbekannt, aber ungebrauchliche Kleidungsstücke für den Neger sind, so wickelt er Briefe in sein Lententuch. Dieses am Leib zu befestigen, haben alle Schwarzen große Geschicklichkeit. Sie hüllen den Leib ein und drehen dann die Enden oben so zusammen, daß eine kleine

Wulst entsteht. Diese Wulst hält das Tuch zusammen und ersetzt zugleich die fehlende Tasche. Da wird alles Mögliche mit hineingewickelt, auch ein Barua oder Brief. Er ist dann ganz klein gefaltet. — Größeres Format tragen sie in der Hand, wenn der Weg nicht weit ist, oder sie stecken den Brief an einen oben gespaltenen Stock und klemmen ihn ein. Andere tragen ihn unter der Mütze, manchmal so, daß sie ihn bei den Schläfen hineinstecken und der Brief neben den Ohren sichtbar ist. Wieder andere tragen Briefe in einem eigenen Stoffstreifen eingehüllt wie eine lederne Geldkase sorgfältig um den Leib gewickelt. Europäer verpacken ihre Briefe meist selbst in wasserdichten Stoff und dieses kleine Paketchen umschnürt der Neger dann noch und hängt es um wie eine Tasche. Einmal sah ich, wie eine alte Frau, eine ehemalige Sklavin, ihren Freibrief ganz klein gefaltet sauber in Leder eingenäht hatte. Diesen Barua trug sie wie ein Amulett an einer Schnur um den Hals.

Im Hause werden Briefe sehr gut behütet, entweder in Tontöpfen oder Holzkisten, immer aber in ein anderes Papier oder in ein Tuch eingeschlagen. Frisch erhaltene Briefe stecken die Zumben oder Ortsvorsteher gerne unter die Stangen, auf denen das Grasdach ruht.

X.

## Verschiedenes.

**Abreise von Missionären nach Afrika.** Ende vorigen Monats schifften sich in Triest zwei unserer Missionäre für Afrika ein. Br. Simon Fanti aus der Diözese Trient, der bereits glücklich an seinem vorläufigen Bestimmungsort Gesirah angelangt ist; ferner Br. August Cagol aus der Diözese Münster, stammt väterlicherseits aus Tirol, ist bereits auf der Reise nach Chartum begriffen, wo er seinen Aufenthalt nehmen wird.

**Aus unserem Missionshause.** Am 29. d. M. empfangen aus der Hand Sr. bischöflichen Gnaden Dr. Balth. Kaltner, Weihbischof von Salzburg, unsere Alexiker Br. Johann Kollnig und Peter Paul Kostner, beide aus der Diözese Brigen, die Subdiaconatsweihe.

**Was sich ein Neger alles unter „Eingemachtem“ vorstellt.** „Mir gruselt vor all dem Eingemachten“, so sagte mir ein stämmiger, wohlge-

bauter Wilder aus der Gegend von Kala, als er eine Spielbuse ertönen hörte. Der Missionsbruder hatte sie, ohne daß er es gemerkt, aufgezogen und neben ihn auf eine Kiste gestellt. Mein Wilder war noch nicht oft auf der Mission gewesen, mithin noch im Banne der abergläubigsten Vorurteile befangen, und von europäischem Fortschritt war er noch so weit entfernt, wie Paris von Kala. „Hab doch keine Furcht,“ sagte ich ihm, „ich fürchte mich ja auch nicht, es ist einfache Musik!“ — „Mir machst du nichts vor,“ antwortete er mit einem eigenartigen Leuchten seiner elfenbeinblanken Zähne, „mir gruselt vor all dem Eingemachten!“ — „Wieso? Eingemachtes? Wie kommst du nur dazu, eine so harmlose Musik als Eingemachtes anzusehen?“ — „So, das fragst du mich? Wenn ich auch noch nicht in den Katechismus gehe, ich habe doch schon gesehen

und manches gemerkt; ihr Europäer macht alles ein, ihr lebt nur von Eingemachten, und ich sage dir, mir gruselt davor. Meiner Frau habe ich es auch erzählt, auch ihr hat's gegruselt, siehst du, so!" Damit ahnte er ihr Zittern am ganzen Leibe nach. — „So sei doch vernünftig, mein Freund, komm setz' dich her, ich trag' die Dose fort, und dann erzähl' mir einmal, wo und wie du Eingemachtes gesehen hast.“ Er setzte sich zaghaft, doch als ich ihm eine Prife angeboten, taute er auf und schwatzte: „Sieh', alles hab' ich gemerkt, ich bin geschickt! Da war der alte Mwana Simba, der hatte das Fieber; seine Kniee waren wie abgechnitten und sein Kopf brannte und die Seele saß ihm schon im Hals. Da gab ihm der Pater eingemachte Gesundheit (wahrscheinlich Antipyrin) und das Feuer kühlte sich. Haben nicht alle Schwarzen aus der Gesundheitsbüchse des Arztes von Kassanga die Pocken weggeschmiert bekommen? (Der Herr Stabsarzt hatte die ganze Gegend gemipft.) Der Grieche hat aus einer Büchse sich mehr satt gegessen, als wenn ich ein ganzes Schaf verzehrt hätte. Und jeden Tag, wenn der P. Mandabeli will fromm sein, schlürft er eingemachte Andacht aus einem Buch (betet Brevier). Der P. Halbing hat mir seine ganze eingemachte Familie gezeigt (ein Photographie-Album) und der lange Engländer am Lamya (Telegraph) hat eingemachte Rausche (Wisky); wenn er nur ein wenig davon trinkt, ist er so beduselt, als wenn ich zwei Töpfe Bombe tränke. Hat man zu Karema nicht sogar den guten Wwana Mzee (den Br. Hieronymus) eingemacht (in einen Sarg gelegt)? Und jetzt hab' ich selbst gehört, daß ihr auch eure Stimme und die Fieber der Vögel einmacht in eine Büchse. Hörst du, Pater, das ist etwas, was ich nicht begreife, und es ist mir bang davor.“ — Daß es dem guten Wilden vor so vielen Eingemachten bang wird, ist ganz erklärlich. Bald wird er selbst durch die Belehrung und die Gnade „für den Himmel eingemacht“ sein und sich einst ewig unserer Einmachkunst freuen.

\* \* \*

## Brot und Brotbereitung.

### I. Allgemeines.

**V**om Brot! wird manche Leserin, mancher Leser sagen, das ist doch etwas ganz gewöhnliches. Und in der Tat! Wenn wir etwas nachdenken, werden wir finden, daß die für uns notwendigsten Gegenstände und Nahrungsmittel verhältnismäßig am wenigsten Beachtung finden. Wir haben dieselben

eben schon zu einer Zeit benützt, bezw. erhalten, in der es uns an der nötigen Einsicht fehlte, später tat die Gewöhnung das ihre. Greifen wir einmal das für uns unentbehrlichste Nahrungsmittel heraus, das Brot. Die Geschichte desselben, sowie die Kunst des Brotbäckens nimmt zwar für gewöhnlich unsere Aufmerksamkeit nicht sonderlich in Anspruch, verfolgen wir sie aber etwas weiter, so werden wir finden, daß dieselbe wohl unsere Beachtung verdient.

Das „liebe Brot“ sagt man sprichwörtlich und es verdient auch dieses Prädikat: denn zu allen Zeiten ward der Besitz desselben für ein Glück, und der Mangel an demselben für ein empfindliches Unglück gehalten. Wir beten daher auch „Gib uns unser tägliches Brot“, wodurch ausgedrückt ist, daß wir eigentlich nur Brot als Speise brauchten, man sagt auch „der verdient sich sein Brot“ oder „er schafft Brot für seine Familie“ oder „der Brotherr“ (Arbeitgeber) usw. Durch eine ganze Reihe von derartigen Ausdrücken, wird im gewöhnlichen Sprachgebrauch das Wort „Brot“ gleichbedeutend mit Nahrung — Besitz — angewendet. Keines von allen der sonstigen Nahrungsmittel und Getränke — mit Ausnahme des Wassers — hat eine nur annähernd gleiche Bedeutung für den Menschen wie das Brot. Und die größte Dankbarkeit war noch immer dem sicher, der zur Zeit der Not, Brot beischaffte.

In den frühesten Zeiten, als noch lorbeerbekränzte Feldherrn hinter dem Pfluge gingen, war Brot das Hauptmittel, sich die Gunst des Volkes zu erhalten.

Bei feierlichen, religiösen Zeremonien spielte zu allen Zeiten das Brot eine Hauptrolle, man opferte dem höchsten Wesen Brot vom feinsten Mehle; beim Vollzuge ehelicher Verbindungen mußten beide Teile feierlich Brot miteinander essen. So sehen wir überall das Brot eine äußerst wichtige Rolle spielen. Es ist unstreitig, daß uns das Pflanzenreich die natürlichsten Nahrungsmittel liefert. Je mehthaltiger nun die Früchte der Pflanzen sind, umsomehr werden dieselben als Brotf Frucht zur Mehlbereitung verwendet, hierunter werden besonders die uns bekannten Getreidearten gerechnet. Daher bilden auch diese den Hauptgegenstand des Ackerbaues. Es gibt kein Nahrungsmittel, dessen man sich so häufig bediente, ohne daß Überdruß oder gar Ekel erzeugt wird. Ja, es wird stets als krankhafter Zustand angesehen, wenn der Mensch vor dem Brot Ekel empfindet, während das Verlangen des Kranken nach Brot stets für ein gutes Zeichen gehalten wird.

Den Menschen im rohesten Naturzustande war das Brot unbekannt, wie denn jetzt noch eine Anzahl Völkerschaften in Afrika, Australien und Südamerika leben, welchen der Gebrauch des Brotes oder eines

Erfages dafür aus Mehl, ganz unbekannt ist. Erst als die Menschen lernten, das umherschweifende Leben in den Wäldern mit bleibenden Wohnstätten zu vertauschen, als der Ackerbau aufkam und die

bekanntesten Getreidearten sind die asiatischen Zentralländer. Ebenso wie von hier aus alle Kultur ausgegangen, so ist auch von da aus der Bau der Brotfrüchte über die Erde gewandert.



Ein ägyptischer Hausierer.

Gewinnung genießbarer Früchte des Feldes Gegenstand menschlicher Bedürfnisse wurde, lernte man den Wert der Getreidearten kennen, deren Körner mit dem Vorteil einer gesunden, nährenden Speise zugleich jenen großen und in die Augen springenden Vorteil der leichten und langen Aufbewahrung, ohne Gefahr des Verderbens, boten. Die Heimat der

Anfänglich genossen die Menschen die Getreidekörner roh, dann wurden sie zwischen Steinen zerquetscht und mit Wasser in rohem oder gekochtem Zustande verspeist, wie dies heute noch bei manchen Völkern geschieht. Später wurde die Suppe zum Brei verdickt, aus dem Brei wurde der Teig, den man an der Sonne dörkte oder am Feuer röstete

oder auf heiß gemachten Steinen gar backen ließ. Die erste Kunde, daß das Brot im Ofen gebacken werde, kam zu uns aus dem Orient. Die Ureinwohner Italiens kannten das Brot nicht und selbst in der Wiegenzeit Roms aß man statt Brot in Italien nur eine Art Weizengrütze in Suppen- oder Breiform (alica). Später wurden in Rom die Körner zerquetscht und dann geröstet. Diese Erfindung war in ihrer Zeit ein so wichtiges Ereignis, daß Num a ihm zu Ehren jeden Februar eine solenne Festfeier veranstaltete (Feier der Kornröstung). Das Zermahlen der Körner in Stampfern, Mörsern und Handmühlen ist eine spätere Erfindung und führte auf das Backen von ungesäuertem Brot. Das Andenken an den Auszug von Aegypten wird noch jetzt bei den jüdischen Gemeinden aller Zonen durch die ungesäuerten Brode des Passafestes aufrecht erhalten. Von Aegypten aus wurde die Kunst des Brodbackens nach Griechenland verpflanzt und fand hier, besonders bei den erfinderischen und üppigen Athenern, vielfache Ausbildung und Verfeinerung. Am verbreitetsten war das Weizen- und Gerstenbrot, dem man die noch jetzt vielfach übliche runde Form gab. Die Größe der Brode war verschieden, doch machte man sie gewöhnlich nur so groß, daß ein Brot an einem Tage von einem Menschen verzehrt werden konnte. Doch gab es auch größere Brode, welche für drei Tage reichten. Neben diesen täglichen Broten hatte man auch ein unseren Kuchen ähnliches Gebäck und eine Art Brotkuchen, zu welchen man etwas Öl, Wein, Milch und Pfeffer nahm. Diese Brotkuchen galten in Athen für das feinste, leckerste Backwerk und hießen alexandrinisches Brot. Obwohl den Griechen der Backofen nicht unbekannt war, bedienten sie sich doch lieber irdener oder eiserner Geschirre oder sie buken in heißer Asche. In Athen wurde Bacchus als Erfinder des Brodbackens gefeiert. Von den Griechen kam die Brodbäckerei nach Rom. Erst 170 vor Christi Geburt wurde der Gebrauch der Backöfen daselbst bekannt, zu Augustus Zeiten aber zählte man in Rom schon über 300 Backhäuser. Das Brot (panis, weil bei den Römern Pan für den Erfinder des Brodbackens galt) zerfiel, besonders als der üppigste Luxus unter den sonst praktischen Römern Eingang gefunden hatte, in verschiedene Arten, je nach den Zutaten oder nach den Speisen, zu denen es genossen wurde. So hatte man (panis siligineus), weißes oder Weizenbrot, und (panis plebejus) schwarzes Brot für Arme und Sklaven. Das Brot, welches zu den Austern genossen wurde, hieß panis ostrearis. Die Stelle unseres Schiffzweiback's versah schwarzes, altbackenes Brot.

Von den nördlichen Völkern lernten die Gallier das Brot zuerst kennen.

Bei den germanischen Völkern kam das Brot erst im Mittelalter allgemein in Gebrauch; früher vertrat daselbe ein Brei oder eine zu einer zähen, teigartigen Masse gar gesottene Mischung von Mehl und Wasser oder Milch, welche in Stücke gerupft und mit etwas Schmalz genossen ward. Noch später wurde das Brot im europäischen Norden als allgemeines Nahrungsmittel eingeführt. Noch im 16. Jahrhundert kannte das Volk in Schweden kein anderes Brot als ungegohrene, harte Kuchen, die aus Wasser und Mehl geknetet und gedörrt wurden. Auch jetzt noch gibt es bei den verschiedenen europäischen Nationen fast gänzlich verschiedene Brode. Der Franzose ißt vorzugsweise weißes, aus Weizenmehl heretetes Brot (pain blanc). Der Engländer ißt fast nur Weizenbrot. Die Deutschen, Dänen, Norweger, Schweden, Russen essen vorzugsweise Roggenbrot. In den Südländern kennt man nur Weizen- oder Maisbrot.

Alter aber als die Bäckerkunst ist die Müllerei, wenn man gleich anfänglich, so lange man das Getreide direkt als Nahrungsmittel genoß, nicht verstand, daselbe zu mahlen. Denn erst wurden die Körner im Ganzen genossen. Erst allmählig wurde die Methode, die Körner in Mehl zu verwandeln, gefunden. Homer erzählt uns noch, daß in Griechenland die Körner zwischen hölzernen Rollen zerquetscht wurden. Endlich kam man darauf, die Walzen aus Stein zu nehmen, und schließlich kamen statt der Walzenformen (Räderformen) die eigentlichen Mühlsteine in Gebrauch. Die treibende Kraft, ursprünglich die Menschen selbst, mußten nach und nach Ochsen, Pferde, Esel usw. abgeben.

Endlich benützte man das fließende Wasser oder den Wind zum Antrieb der jetzt fertigen Mühlen. Das Mehl war nun leichter herzustellen, es wurde Gemeingut, und damit waren auch die Bedingungen zur Brodbereitung gegeben. Jedoch war dieß noch immer ungesäuertes Brot. Die Kunst, das Brot säuern und gähren zu lassen, wurde wahrscheinlich durch Zufall von alten Chemikern erfunden. Durch die Gähmung verlor das Brot die Klebrigkeit des Teiges, der Geschmack des Brotes ward besser. Kurz, mit Hilfe des Sauerteiges war es nun möglich, ein lockeres, leicht verdauliches Brot herzustellen, von welchem heute eine Unmenge verschiedener Arten je nach Geschmack und Sitte hergestellt werden. Bei Missethaten und Hungersnot wurden schon die verschiedensten Substanzen und Früchte zur Gewinnung von Mehl verwendet, wie Bohnen, Erbsen, Linsen, Wicken, Haidekorn, Hirse, süße und Roskastanien,

Eicheln, Kürbisse, Else- und Mehlbeeren, sowie verschiedene Flechten (Moose), dann Blut und Holz zc.

## 2. Ägyptische Brotbereitung.

Wie wir schon im 1. Heft dieses Jahrganges gelesen haben, hatten die alten Ägypter eine hohe Stufe der Kultur ihrer Zeit erreicht; wir können daher auch annehmen, daß sie die Kunst, Brot zu backen, schon sehr früh verstanden haben; und in der That, die alten Papyrus, die Abbildungen usw., welche in den Gräbern gefunden wurden, bestätigen dies vollauf.

Wir können daraus entnehmen, daß die alten Ägypter Feinschmecker ersten Ranges waren. Unzählige Abbildungen zeigen uns, daß sie ein besonderes Gewicht auf eine gute Mahlzeit und einen guten Trunk legten. Ob es sich um Gastereien oder Totenmähler handelte, immer sind die Tische mit Früchten, Broten, Kuchen, Fischen, Braten, Geflügel, Eier, Wein usw. gedeckt. Wo uns aber die Bilder im Stich lassen, um weitere Fragen zu beantworten, da geben die Hieroglyphen Auskunft. Besonders die Listen und Verzeichnisse über die Opfergaben geben uns Einblick in die Küche, Backhaus, Keller und Speisekammer. Die Listen in den verschiedenen Gräbern zeigen uns auch, daß der Geschmack dieses Volkes ein sehr wechselnder war und daß in der Bereitung der Speisen eine große Manigfaltigkeit herrschte. So wurden im Grabmal eines Petamenap unter den Totenspeisen sechs Sorten Wein, fünf Sorten Geflügel, elf Sorten Früchte, vier Sorten Bier, zehn Sorten Fleisch und sechzehn Sorten Brot und Kuchen verzeichnet gefunden.

Der Koch, der Vorsteher des Backhauses, der Truchseß, der Kühltrankträger, der Süßigkeitsbereiter und der Schenkstischschreiber, das waren lauter bevorzugte Stellungen. Aus der Zeit des Aufenthalts der Israeliten ist noch ein Papyrus vorhanden. In diesem ist vom Chef der königlichen Bäckerei gesagt, daß er allein 114,064 Brote in das königliche Magazin zu liefern hatte, außerdem sind dort noch genaue Anweisungen über den Modus beim Backen und Brotvertheilen gegeben.

Ursprünglich wurde das Getreide mittelst Holz- oder Metallkeulen in Mörsern zerstampft. Hierdurch wurde aber nur grobes Schrotmehl gewonnen. Später wurde das Getreide mittelst Steine zerrieben. Diese mühsame Arbeit war hauptsächlich Sache der Sklaven und Sklavinnen.

Eigentümlich ist es, daß nirgends Abbildungen

von Mühlen zu finden sind, obwohl nach den Berichten von Moses unzweifelhaft hervorgeht, daß bei den Ägyptern schon zu seiner Zeit Handmühlen in Gebrauch waren. Diese Mühlen bestanden im wesentlichen aus zwei Steinen, von welchen der obere auf dem unteren festliegend mittelst einer langen Kurbelstange herumgedreht wurde. Wie wir dieselben auf Abbildungen aus der Römerzeit häufig sehen. Bei diesen Handmühlen wurde die Sklavenarbeit teilweise schon durch die tierische Kraft ersetzt. Um die Kleie vom Mehl zu trennen, wurden Siebe aus den Fasern der Papyrusstaude benützt.

Herodot berichtet, daß er sah, wie Bäckerknechte den Teig mit den Füßen kneteten. Er schließt daraus, daß die Ägypter den Brotteig mit den Füßen kneten und den Lehm mit den Händen bearbeiten. Diese Annahme wird aber durch auf uns überkommene Abbildungen widerlegt, so daß Herodots Angaben nur eine Ausnahme betreffen können. Der Teig wurde vielmehr in runde flache Körbchen gebracht und geknetet. Von dem Kneten kam der Teig zum Formen; dieser gab dem Teig die Gestalt von flachen Kuchen oder Fladen, welche meist in heißer Asche gebacken wurden. Unter den feinem Brotforten kamen Formen vor, wie selbe bei unsern Konditoreien üblich sind. Besonders Tierformen wurden von der armen Bevölkerung in Ermangelung wirklicher Opfertiere den Verstorbenen oder den Gottheiten geopfert. Wie wählerisch die vornehmen Ägypter waren, geht daraus hervor, daß man sich nicht mit den im Lande hergestellten verschiedenartigen Broten begnügte, man bezog vielmehr auch solches aus Syrien, Mesopotamien und Kleinasien. In welchen Quantitäten in Ägypten Brot konsumiert wurde, zeigt ein Auftrag des kgl. Reisekommissärs an eine Stadtverwaltung, welcher strenge Ordre erteilte, für die Durchreise des Königs ca. 20 000 gute Brote in sechs verschiedenen Sorten, ca. 14 000 Stück andere Brote und 4 000 Stück Kuchen bereit zu halten. Die gebräuchlichsten Brotfrüchte waren Weizen und Gerste. Jetzt wird von den eingeborenen Ägyptern hauptsächlich die ägyptische Hirse (Durra) als Brotfrucht benützt. Der Geschmack dieses Brotes ist etwas säuerlich. Es ist leicht verdaulich, verliert aber, wenn es älter als 2 Tage wird, seinen Wohlgeschmack. Bei den alten Ägyptern wurde Osiris als Erfinder des Getreidebaues verehrt. Bekannt ist, daß die Eingeborenen Süd-Amerikas die Rinde des Brotbaumes, welcher bisweilen noch etwas Getreidemehl zugesetzt wird, zur Brotbereitung benützen. Joh. Schweigger.

## Vergelt's Gott.

Nach einer wahren Begebenheit.

**S**u Albendorf im Gläzer Gau  
Wankt eine alte, fromme Frau  
Am Stabe durch die Gassen,  
So einsam und verlassen.

Sie ist so schwach, sie ist so arm,  
Sie trägt den leeren Korb am Arm,  
Will in die Metzge\*) gehen,  
Ein Stücklein fleisches zu ersehen.

Umsonst, umsonst bemühtst du dich,  
Du arme Frau! Was kümmert sich  
Der fleischer um die Armen?  
Was weiß er von Erbarmen?

Dem steht nach Geld und Gut der Sinn  
Und nach Profit und nach Gewinn;  
Mit Wörtlein nur mit frommen  
Bist du ihm schlecht willkommen.

„Der liebe Gott verläßt mich nicht!“  
Die gute Frau im Herzen spricht.  
Mit ihrem Korb am Arme  
Dem fleischer naht die Arme.

„Hab solche Kunden nicht zu gerne!“  
Ruft ihr der Meister zu von ferne,  
„Mag gute, prompte Zahler  
Und ihre blanken Taler“.

„Umsonst im Laden hab ich nichts!“  
Im barschen Ton der fleischer spricht's,  
Und mit verschränkten Armen  
Steht fest er vor der Armen.

„Umsonst begehrt ich's selber nicht.“  
Das Mütterlein bescheiden spricht,  
„Vergelt's Gott tausend Male,  
Mit dem ich gar gut zahle.“

„Ei!“ hat der Andre seinen Spott,  
„Laß seh'n, was dein „Vergelt es Gott“  
Wird auf der Schale wiegen,  
Das sollst du alles kriegen.“

Und lachend auf ein Stück Papier  
„Vergelt's Gott“ schreibt der Meister ihr  
Und legt es hin . . . o Wunder!  
Die Schale sinkt hinunter!

Und wie sie sinkt und niedergeht,  
Hoch oben bald die leere steht:  
Der Meister muß es schauen,  
Ihn wandelt an ein Grauen.

Und von der nächsten Bank erfaßt  
Ein Stücklein fleisch er in der Hast,  
Um es auf die Wag' zu legen;  
Die sich nicht mehr will bewegen.

Schnell schneidet er ein zweites ab,  
Die Schale sinkt kein Haar hinab,  
Das Mütterlein sieht Gottes Walten,  
Läßt ihn in seiner Angst nun schalten.

Und Stück auf Stück legt jener zu;  
Die Schale steht in guter Ruh,  
Was er auch tut, 's will nicht gelingen,  
S' „Vergelt's Gott“ in die Höh zu bringen.

Schon hat er nichts im Vorrat mehr:  
O das „Vergelt's Gott“ wiegt so schwer,  
Er kann sich nicht mehr halten,  
Er muß die Hände falten.

Dem Mütterlein er gern bescheert,  
Wie viel zu nehmen sie begehrt,  
Nach Gottes Lohn nur streben  
Will er sein ganzes Leben.

\*) Metzgerei.

Das Herz bleibt ihm wie umgewandt  
Und dankbar preist er Gottes Hand,  
Die ihn gelehrt, der Armen  
Sich mildreich zu erbarmen.



## Leitsprüche.

Die Art, wie er sein Vermögen verwendet, ist für den Menschen einer der sichersten Maßstäbe zur Beurteilung seines Charakters und Bildungsgrades; in den Zwecken, wie er sein Geld ausgibt, zeichnet er sich selbst. Das Ausgabenbuch eines Menschen sagt über den wahren Charakter eines Menschen oft mehr, als sein Tagebuch.

R. v. Jhring.

\* \* \*

Gerade dann, wenn die äußere Welt uns geringe achtet und uns nichts Gutes zutraut, wenden wir uns mit größerem Nutzen zu dem inneren Zeugen, zu Gott.

\* \* \*

In Gegenwart der Alten, sollen die Jungen die Ohren, nicht den Mund gebrauchen.



## Unsere Bitten!

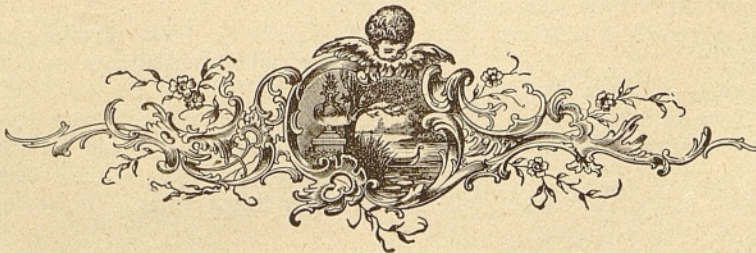
Manche unserer Freunde und Wohltäter sind vielleicht im Besitze von ausführlichen Lebensbeschreibungen von Heiligen, die sie vielleicht leicht entbehren könnten; uns würden solche und ähnliche Bücher große Dienste leisten.

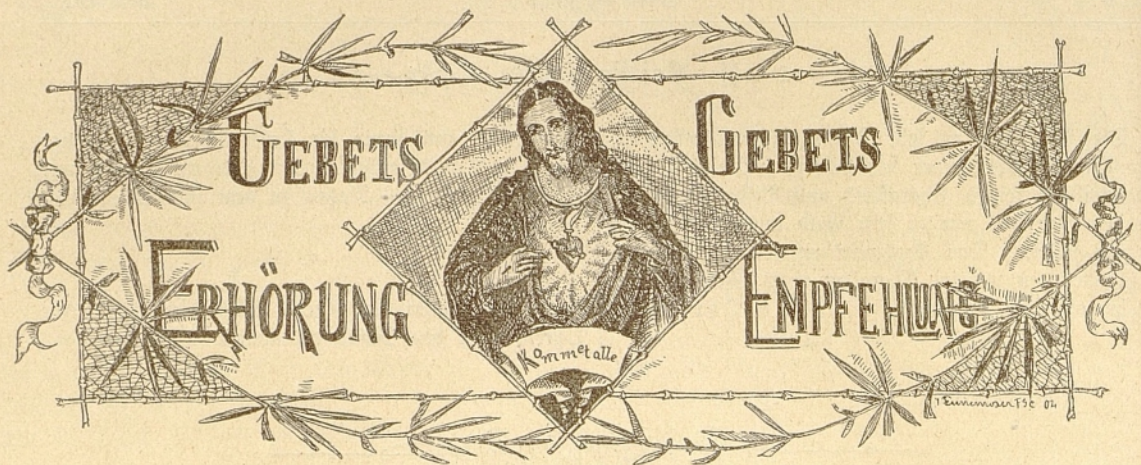
Das hochhl. Frohnleichnamsfest naht, auch unser Hauptfest, das des hlst. Herzens Jesu, steht vor der Türe, da möchten wir dem lieben Heiland in besonderer Weise im allerhlst. Sakramente durch eine Prozession im Hause huldigen, aber leider können wir es nicht auf recht gebührende Weise tun, da wir nur ein Rauchfaß

besitzen und selbst dieses sich in recht armseligem Zustande befindet. — O wie gerne möchte vielleicht eine gute Seele dem anbetungswürdigen Sakramente ihre Liebe bezeugen; hier bietet sich nun eine sehr günstige Gelegenheit.

Auch fehlen unserm Missionshause noch manche Paramenten für den Gottesdienst, wie Messgewänder für Festtage und ein schwarzes Pluviale (Vespermantel).

Schon im Vorhinein sagen wir unsern edlen Wohltätern von ganzem Herzen ein „Vergelts Gott!“





(NB. Gebetserhörungen und Empfehlungen, bei welchen nicht der volle Name und Wohnort der Redaktion angegeben wird, werden nicht veröffentlicht. — Die Abkürzung wird durch die Redaktion besorgt.)

A. M. in Borarlberg. — Viel herzlichen Dank sagt dem göttlichen Herzen Jesu für die große Gnade, welche es einem Gott fremd gewordenen jungen Manne geschenkt hat, dadurch, daß er nach langer Zeit wieder einmal aus eigenem Antriebe die hl. Sacramente empfang. — Auch meine kranke Mutter sieht durch die Gnade des göttlichen Herzens Jesu ihrer baldigen Genesung entgegen. — Zugleich empfehle ich den jungen Mann Ihrem Gebete, damit er bald wieder seinen Sonntagspflichten nachkommt. Zum Schlusse noch einen jungen Mann, der sich auf der Universtät in Wien befindet, damit er nicht auf Abwege geratet und um eine gute Prüfung

N. N. in S. M. — Dank für Erhörung einer recht schwierigen Angelegenheit, wo ich keinen Ausweg mehr sah; Ihrem Gebete verdank ich's, daß ich auffallende Hilfe erhielt. Dank dem hhl. Herzen Jesu, der lieben Mutter Gottes und dem hl. Josef. — Bitte um ferneres Memento am Altare in schwerem Unternehmen und Anliegen. Auch bitten mehrere schwerbedrängte Familien, mehrere Kranke und andere ums Gebet.

S. in Pustertal. — Tausend Dank den hlst. drei Freunden: Jesu, Maria und Josef für die wiederhergestellte Gesundheit. Bitte auch in einem anderen schweren Anliegen um das hl. Gebet. Eine schwergeprüfte Mutter.

D. in Rheinland. — Ewiger Dank den hlst. Herzen Jesu und Maria für die schnelle Wiedergenesung meiner guten Mutter.

\* \* \*

Bozen. — Bitte, daß für die Genesung eines mir sehr teuren Kranken gebetet werde.

J. S. in Westfalen bittet um das Gebet um Befreiung mehrerer Leiden.

J. K. aus Wendling bittet inständigst um das Gebet d. Söhne d. hlst. Herzens Jesu um Erhörung in schweren Anliegen, wo nur Gott helfen kann. Hauptsächlich um den hl. lebendigen Glauben.

N. N. in Pongau bittet um das Gebet zum hlst. Herzen Jesu und dem hl. Antonius.

Eine Leserin des „Stern“ wendet sich vertrauensvoll an das hlst. Herz Jesu und Maria mit der Bitte um Befreiung eines armen Sünders und Genesung einer kranken Frau.

Anton Schuster in Leibnitz bittet, seiner im hl. Mesopfer und den anderen Gebeten eingedenk zu sein, daß ihm das hlst. Herz Jesu die Gesundheit wieder schenken möge.

N. S. in St. Pankraz bittet um das Gebet um Erhörung dreier Anliegen. Veröffentlicht. versprochen.

W. in Tirol. — Ein „Stern“-Leser bittet, für ihn zum hlst. Herzen Jesu, der Marienkönigin und zum hl. Josef und Antonius zu beten, damit er endlich von seiner furchtbaren Schwermut befreit werde.

N. N. aus H. bittet für eine Frau ums Gebet um einen guten Geschäftsausgang.

N. N. in Sch. — Bin in Gefahr, das Augenlicht zu verlieren, und habe noch zwei andere große Anliegen; bitte, doch für mich zu beten, damit das göttl. Herz Jesu und die liebe Gottesmutter mich von diesen Leiden befreie.